

# **Schattenreiter**

## **Raven, #1**

**by Wolfgang Hohlbein, 1953–**

**Veröffentlicht: 2004**



Seine Hand zitterte, als er den Hörer auf die Gabel zurücklegte. Für einen winzigen Moment trat ein halb besorgter, halb ängstlicher Ausdruck in seine Augen, aber dann hatte er sich wieder in der Gewalt. Sein Gesicht nahm wieder den gewohnten, freundlich-nichtssagenden Ausdruck an. Schließlich war er nicht irgendwer. Ein Mann in seiner Position mußte sich im Griff haben, immer und überall.

Aber Pauls Stimme hatte vor Angst gezittert, und die wenigen kaum verständlichen Worte, die er atemlos hervorgestoßen hatte, waren nicht gerade dazu angetan gewesen, Jeffreys Unruhe zu mildern.

Er schob das Telefon von sich, klappte die Unterschriftenmappe demonstrativ zu und stand auf.

Seine Sekretärin sah ihn überrascht an. „Sie wollen noch einmal fort, Mr. Candley?“ Die Spitze ihres Bleistifts verharrte über dem angefangenen Diktat, und in ihrem Gesicht lag ein fast vorwurfsvoller Ausdruck.

Jeffrey lächelte flüchtig. Jane war ein tüchtiges Mädchen—nicht nur als Sekretärin. Aber es gab Dinge, mit denen er allein fertig werden musste. „Ja. Der Anruf soeben...“

„Aber Sie haben um acht einen Termin mit Mr. Cloud,“ erinnerte Jane. „Sie wissen doch, wie er sich immer aufregt, wenn man ihn warten läßt.“

Jeffrey seufzte ergeben. „Ich weiß, Liebes. Aber ich werde versuchen, rechtzeitig zurück zu sein. Wenn nicht, versuchen Sie ihn so lange zu unterhalten. Ihnen wird schon etwas einfallen.“

Er lächelte aufmunternd, griff nach seinem Jackett und verließ das Büro, bevor Jane Gelegenheit zu weiteren Einwürfen hatte. Es war unmöglich, in einer halben Stunde zu Pauls Wohnung hinauszufahren, ihn zu beruhigen und dann auch noch rechtzeitig wieder hier zu sein. Cloud würde schäumen, aber das mußte er eben in Kauf nehmen.

Paul war in den letzten Tagen zunehmend nervöser geworden, und Jeffrey fürchtete ernsthaft, daß er durchdrehen würde.

Und bevor er das zuließ, riskierte er lieber einen Anpiff von Cloud.

Wenn alles gut ging, konnten ihm in vier Tagen alle Clouds der Welt ohnehin egal sein.

Aber dazu gehörte auch, daß Paul die Nerven behielt.

Jeffrey trat in die Liftkabine und drückte den Knopf fürs Erdgeschoß. Ungeduldig wartete er, bis sich die Türen schlossen und die Kabine mit leichtem Rucken losfuhr. Sein Büro lag in der sechszwanzigsten Etage des Gebäudes, nur noch ein Stockwerk unter der Chefetage.

Normalerweise genoß er jede einzelne Sekunde der Fahrt hinauf oder hinunter. Für ihn war diese kleine, schmucklose Kabine zu einem Symbol all dessen geworden, was er sich je erträumt hatte: Macht, Erfolg, Geld. Es gab nicht sehr viele Leute in diesem Haus, die mit gutem Gewissen in die Kabine treten und den sechszwanzigsten Knopf drücken konnten. Aber er gehörte dazu. Obwohl er kaum dreißig und erst vor knapp zwei Jahren in den Betrieb eingestiegen war.

Es gab eine Menge Leute, die ihm diesem Erfolg übel nahmen, aber das war ihm egal. Im Gegenteil—in spätestens noch einmal zwei Jahren würde er auf den obersten Knopf der Liftkabine drücken.

Aber auch nur dann, wenn er Paul beruhigen konnte.

Jeffrey fluchte lautlos über die Langsamkeit, mit der die Kabine in die Tiefe glitt. Die Panik in Pauls Stimme war ihm nicht entgangen. Er wußte, wie angegriffen die Nerven seines Partners waren. Es hatte ihn bereits das letzte Mal seine gesamte Überredungskunst gekostet, Paul von irgendwelchen Dummheiten abzuhalten.

Der Lift hielt endlich an. Jeffrey drängte zwischen den aufgleitenden Türhälften hindurch und stürmte mit weit ausgreifenden Schritten durch die Halle, ohne sich um die verwunderten Blicke zu kümmern, die ihn trafen.

Die drei für Taxen reservierten Parkbuchten vor dem Haus waren verwaist, wie immer, wenn man wirklich einmal einen Wagen brauchte.

Jeffrey blieb stehen und sah sich einen Moment lang ratlos um. Der abendliche Berufsverkehr war erwacht. Auf der breiten, vierspurigen Straße bewegte sich ein glitzernder, lärmender Strom von Autos; Scheinwerfer rissen farbige Lichtreflexe aus der Dunkelheit, und irgendwo versuchte eine blinkende Ampel scheinbar vergeblich, so etwas wie Ordnung in das Chaos zu bringen.

Jeffrey zuckte ärgerlich mit den Schultern und wandte sich nach rechts. Zwei Querstraßen weiter war eine Bushaltestelle. Er konnte genauso gut auf dem Weg dorthin versuchen, ein Taxi anzuhalten.

Das Bürogebäude lag mitten in der City von London. Jeffrey kam an Dutzenden von hell erleuchteten Schaufenstern vorbei, die jetzt, in der Vorweihnachtszeit, mit besonderer Pracht ausstaffiert waren. Dick verummte Menschen hasteten an ihm vorüber, und aus der halb offen stehenden Tür eines Spielzeugladens drang fröhliche Weihnachtsmusik.

Aber Jeffrey spürte von all dem Trubel kaum etwas. Seine Gedanken kreisten um Paul. Es war erschreckend, welche Veränderung in den letzten drei Jahren mit seinem Cousin vor sich gegangen war. Aber genau betrachtet war auch Jeffrey nicht mehr der Alte. Im Gegenteil—in gewissem Sinn schienen sie ihre Rollen getauscht zu haben. Früher war er immer der Vorsichtiger und Ängstlicher gewesen und Paul der Aktive.

Aber in jener unheimlichen Vollmondnacht am Chad-el-arab war vieles geschehen. Vieles, was Jeffrey sich auch heute noch nicht erklären konnte. Und wenn er ehrlich war, dann mußte er zugeben, daß er es auch gar nicht wollte.

Jeffrey spürte plötzlich, wie kalt es war. Seine Hände waren steif und prickelten. Er dachte an den Mantel, den er im Büro hatte hängen lassen, aber jetzt war es zu spät, um umzukehren.

Eigentlich, dachte er verwundert, hätte er die Bushaltestelle längst erreichen müssen. Er hatte nicht auf den Weg geachtet, aber er war sicher, daß er schon mehr als zwei Straßen überquert hatte.

Er blieb stehen, drehte sich langsam im Kreis und musterte die einförmige, bunte Schaufensterfront und den fließenden Verkehr.

Kein Zweifel—er hatte sich verirrt. Ein kleines, schleichendes Gefühl der Angst nistete sich in seinem Magen ein. Pauls Worte fielen ihm ein.

»Er ist hier, Jeff, ich spüre es. Er ist hier!«

Er vertrieb die Erinnerung mit einer ärgerlichen Kopfbewegung und ging weiter.

Es hatte keinen Sinn, sich selbst nervös zu machen. Pauls Verrücktheiten begannen ihn bereits anzustecken.

Er hielt wieder nach einem Taxi Ausschau. Seine Augen brannten, und die grellen Lichtkreise der Scheinwerfer schienen irgendwie stechend, quälend; grelle Lichtpfeile, die direkt auf seine Netzhäute gezielt waren.

Er blinzelte, trat vom Straßenrand zurück und fuhr sich mit einer fahrigen Geste über die Augen. In letzter Zeit hatte er das öfter: ein kaum merkliches Flakern, so als bewege sich etwas am Rande seines Sichtfeldes, ein schneller, huschender Schatten, der immer sofort verschwand, wenn er genau hinsah. Er hatte sich schon lange vorgenommen, zum Augenarzt zu gehen.

Aber bisher hatte er nie Zeit dafür gefunden.

Er drehte sich um, schlug den Jackenkragen hoch und vergrub die Hände in den Taschen. Zur Not konnte er auch bis Pauls Wohnung laufen.

Auf eine seltsame, mit Logik nicht zu erklärende Art flößte ihm seine Umgebung Angst ein. Er ging jetzt schneller, aber die Häuser um ihn herum waren von monotoner Gleichförmigkeit, so daß er trotzdem nicht von der Stelle zu kommen schien. Es war, als würde er um eine gigantische Litfasssäule herumlaufen, auf die die Straßenfassade aufgemalt war.

Er ertappte sich dabei, wie er stehen blieb und aus zusammengekniffenen Augen auf den glitzernden Verkehrsstrom hinter sich starrte. Plötzlich hatte er Angst, dort irgendetwas Bedrohliches, Schreckliches auftauchen zu sehen.

Sein Herz schlug rasch und schmerzhaft hart, und in seinen Ohren war ein dumpfes, rhythmisches Rauschen; das Geräusch seines eigenen Blutes.

Angst? dachte er.

Unsinn.

Er hatte überhaupt keinen Grund, Angst zu haben.

Er ging weiter. Seine Schritte erzeugten ein seltsames, klapperndes Echo auf dem feuchten Asphalt, und nach einiger Zeit glaubte er, ein fernes Pochen zu hören. Ein dunkler, schwingender Ton, der ihn an den Klang nächtlicher Trommeln erinnerte. Verzweifelt versuchte er sich einzureden, daß alles Illusion war, daß seine überreizten Nerven ihm einen Streich spielten und er sich albern und dumm benahm.

Aber das Geräusch war da. Er hörte es deutlich, und es schien mit jeder Sekunde lauter zu werden, lauter und intensiver und drohender.

Er trat wieder an den Straßenrand, suchte verzweifelt nach einem Taxi und winkte schließlich den erstbesten Wagen. Aber natürlich hielt niemand. Er mußte schon eine recht merkwürdige Figur abgeben, wie er da so am Straßenrand stand, nur mit einem dünnen Sommerjackett bekleidet, zitternd, bleich und vor Angst schwitzend—wahrscheinlich hätte auch er nicht angehalten, wenn die Situation umgekehrt gewesen wäre.

Irgendwo in dem wogenden Meer aus grellen Lichtkreisen vor ihm war Bewegung. Es war nicht das gewohnte Dahingleiten der Wagen, die, einem geheimnisvollen Rhythmus folgend, anfuhrten, rollten, wieder hielten und wieder ein Stück weiterfuhren, sondern etwas Anderes, Fremdes, Drohendes.

Jeffrey wich aufstöhnend zurück, als er den Umriss sah.

Unmöglich, dröhnten seine Gedanken.

Er mußte verrückt geworden sein. Pauls Gestammel hatte ihn schließlich doch um den Verstand gebracht.

Langsam, mit entsetzt aufgerissenen Augen, wich er vom Bordstein zurück, ohne den Blick von der grauenhaften Erscheinung nehmen zu können.

Es war ein Reiter.

Der dunkle, massige Umriss eines Mannes auf einem Pferd, das, aller Vernunft zum Trotz, inmitten des fließenden Verkehrs stand. Die Gestalt schien ihn aus unsichtbaren Augen zu mustern. Jeffrey konnte das Gesicht unter der dunklen Kapuze nicht erkennen, aber er spürte, daß der Mann ihn ansah. Der Blick seiner hypnotischen, dunklen Augen ruhte fast schmerzhaft auf Jeffrey.

Er stieß einen dünnen, halb erstickten Schrei aus, als sich die Erscheinung langsam in Bewegung setzte.

Sie müssen ihn sehen!, dachte er verzweifelt. Irgendjemand muß ihn doch sehen!

Aber die Menschen um ihn herum hasteten teilnahmslos weiter, ohne ihm mehr als einen verwunderten Blick zu schenken. Niemand schien die riesige, schattenhafte Gestalt wahr zu nehmen.

„Nein...“ wimmerte Jeffrey. „Nein. Bitte...“ Seine Stimme versagte, war ein unartikulierte, entsetztes Stöhnen. Er wollte sich herumwerfen und davonrennen, aber seine Arme und Beine waren gelähmt, als hielte ihn eine unsichtbare Kraft gefangen.

Der Reiter war jetzt ganz nahe, aber Jeffrey konnte trotzdem nicht mehr als einen dunklen, substanzlosen Umriß erkennen. Ein unsichtbarer Wind bauschte seinen Mantel, und das Licht der Straßenlampen und Schaufenster brach sich auf der Klinge des meterlangen Krummsäbels, den er in der Rechten trug.

Der Schattenreiter!

Jeffreys Gedanken überschlugen sich. Paul hatte doch Recht gehabt. Aber die Erkenntnis kam zu spät. Er wußte nur zu genau, welche Macht die Schattenreiter hatten. Nichts und niemand auf der Welt würde ihn jetzt noch retten können.

Jeffrey begann haltlos zu zittern. Der Schattenreiter stand jetzt auf Armeslänge vor ihm, aber Jeffrey war immer noch unfähig, auch nur einen Muskel zu rühren. Er hörte das leise Schnauben des Pferdes, das metallische Klirren, mit dem die Waffen des Unheimlichen aneinander schlugen. Eine seltsame, mit Worten kaum zu beschreibende Aura umgab die gigantische Erscheinung, die Ahnung von unbezwingbarer Wildheit und Stärke, von Bösem, von Mordlust und Tod. Er wußte, daß dieser Reiter kein Mensch war, nicht einmal ein Lebewesen im herkömmlichen Sinne, aber er war trotzdem gefährlich und tödlich.

Der Reiter bewegte sich. Sein Umhang raschelte, als sich die mächtigen Schultern strafften. Langsam hob er den Säbel hoch in die Luft.

Plötzlich wallte Angst in Jeffrey empor, eine Welle grauer, tobender Panik, unter der jeder vernünftige Gedanke erstickt wurde. Die Lähmung fiel von ihm ab, und er sank zu Boden, als seine Knie unter ihm nachgaben. Aber es dauerte noch einmal Sekunden, ehe er zu einigermaßen vernünftigem Denken fähig war.

Er wirbelte herum, stürzte schwer auf Hände und Knie und rollte blitzschnell zur Seite, als der Säbel des Unheimlichen herabsauste. Die Waffe traf wenige Fingerbreit neben seinem Kopf die Straße und schlug blitzende Funken aus dem Asphalt.

Jeffrey hörte ein wütendes, zischendes Knurren, sprang auf die Füße und warf sich gleichzeitig zur Seite, um einem weiteren Schwertstreich zu entgehen. Dann hetzte er los. Er wußte, daß er keine Chance hatte, aber in seinem Bewußtsein war kein Platz mehr für solche Überlegungen. Er wollte nur weg, fort von hier, fort von dieser gräßlichen, unmenschlichen Erscheinung.

Er bahnte sich rücksichtslos einen Weg durch die Menschenmenge, ignorierte Knüffe und wütende Kommentare und sah sich verzweifelt nach einer Fluchtmöglichkeit um. Es gab eine Anzahl schmaler, dunkler Seitenstraßen, die von den belebten Hauptwegen abbogen. Wenn er überhaupt eine Chance hatte, seinem Henker zu entkommen, dann dort. Hier, inmitten der Menschen und des Verkehrs, war er viel zu langsam.

Das helle Klappern von Pferdehufen drang jetzt durch das Raunen der Menge zu ihm; der Schattenreiter hatte die Verfolgung aufgenommen.

Jeffrey hetzte auf den schmalen Spalt einer Seitenstraße los, rannte einen Passanten über den Haufen und torkelte weiter. Er wagte es nicht, sich umzusehen, aber er hörte das Hämmern der Hufe hinter sich, und er spürte den heißen Atem des Pferdes im Nacken.

Eine Bewegung, die er aus den Augenwinkeln heraus sah, warnte ihn. Er warf sich im Laufen herum, prallte schmerzhaft gegen die Wand und rutschte benommen zu Boden.

Der Krummsäbel des Schattenreiters schlug wenige Zentimeter über ihm gegen die Wand, und dann war das Pferd vorübergaloppiert, ehe der Reiter Gelegenheit zu einem weiteren Schlag hatte.

Jeffrey kam stöhnend wieder auf die Beine und wankte weiter. Die Gasse, in die er eindrang, war so schmal, daß er rechts und links mit den Schultern den Stein berührte, und das wenige Licht, das von der Straße aus einfiel, reichte kaum aus, um die Hand vor Augen sehen zu können.

Halb blind und wahnsinnig vor Angst und Schmerzen taumelte er weiter. Vielleicht, versuchte er sich einzureden, war die Gasse zu schmal für das Pferd, vielleicht war er hier in Sicherheit. Aber er wußte, wie lächerlich dieser Gedanke im Grunde war. Es gab keine Sicherheit für die Opfer der Schattenreiter.

Nirgendwo.

Er blieb stehen, ließ sich gegen die Wand sinken und rang keuchend nach Luft. Von seinem Verfolger war nichts zu sehen. Aber er lauerte hier irgendwo. Jeffrey spürte seine Anwesenheit, so wie eine Maus die Anwesenheit einer Katze spürt, ohne sie sehen zu müssen. Und er spürte, daß der Unheimliche nur mit ihm spielte. Wenn er wirklich gewollt hätte, hätte er ihn schon mit dem ersten Streich töten können.

„Das stimmt, Jeffrey!“

Die Stimme schien direkt aus der Wand vor seinem Gesicht zu dringen. Jeffrey schrie entsetzt auf, als sich auf dem feuchten Stein vor ihm langsam die Umrisse des Schattenreiters abzuzeichnen begannen: ein gigantischer, drei Meter hoher Umriß aus absoluter Schwärze. Der Säbel in der rechten Hand des Unheimlichen glitzerte bedrohlich.

„Ich habe dich hierher gejagt, um mit dir zu reden, Jeffrey,“ fuhr die Gestalt fort.

Jeffreys Gedanken überschlugen sich. Er dachte an Flucht, aber gleichzeitig wußte er, daß der Schattenreiter ihm keine zweite Chance geben würde. Der nächste Angriff würde tödlich sein.

„Das stimmt. Ich sehe, du wirst langsam vernünftig.“

„Du—du liest meine Gedanken?“ stöhnte Jeffrey.

„Natürlich. Ich habe sie vom ersten Tag an gelesen.“

„Dann—dann wußtest du, daß...“

„Daß ihr mich betrügen wolltet?“ Die Gestalt lachte. Ein hohler, vielfach gebrochener Ton, der Jeffrey einen kalten Schauer über den Rücken jagte. „Aber natürlich. Jeder, der zu mir kommt und einen Pakt mit mir schließt, will mich betrügen. Aber es ist noch keinem gelungen.“

„Was—was willst du?“ stöhnte Jeffrey entsetzt.

„Wir haben ein Geschäft geschlossen, erinnerst du dich nicht mehr?“

„Doch, aber...“

„Kein Aber! Ich habe meinen Teil der Abmachung erfüllt, und nun bist du an der Reihe. Du hast noch drei Tage Zeit, ehe die Frist abläuft. Drei Tage, Jeffrey. Und ich werde dich kein zweites Mal warnen. Wenn wir uns das nächste Mal begegnen, sind wir entweder Partner—oder du stirbst.“

Das Schwert schoß so schnell vor, daß Jeffrey überhaupt keine Zeit mehr hatte zu reagieren. Mit ungläubig aufgerissenen Augen sah er, wie die Spitze in seine Brust eindrang und dort verharrte. Ein grauenhafter, flammender Schmerz explodierte in seinem Körper.

„Dies als Warnung. Das nächste Mal ist es dein Tod.“ Der Dämon zog seine Waffe zurück, und der Schmerz erlosch so plötzlich, wie er gekommen war.

Jeffrey sackte langsam an der Wand zu Boden. In seiner Brust war ein seltsames, taubes Gefühl, aber seine tastenden Hände spürten keine Wunde, kein Blut, nichts.

Der Umriß des Schattenreiters begann langsam zu verblassen.

„Denk daran—nur drei Tage!“

Dann war der Spuk verschwunden.

Aber es dauerte noch lange, bis Jeffrey die Kraft fand, endlich aufzustehen und zur Straße zurückzutaumeln.

Der Maserati hielt mit abgeblendeten Scheinwerfern am linken Straßenrand. Der Motor erstarb, die Scheinwerfer gingen aus und verschwanden in der stromlinienförmigen Karosserie, als der Fahrer den Zündschlüssel abzog.

„Hier muß es sein,“ sagte Raven leise.

Janice nickte. „Vornehme Gegend.“

Raven lächelte. „Jedenfalls teuer.“ Er seufzte, ließ den Zettel, auf dem er die Adresse und den Namen des Anrufers notiert hatte, in der Jackentasche verschwinden und öffnete die Tür. „Irgendwann werden wir auch in einem solchen Haus wohnen,“ sagte er ohne große Überzeugung.

Janice verzichtete auf eine Antwort. Vor sechs Jahren, als der hoch gewachsene, schlanke junge Mann sie als einfache Sekretärin angestellt hatte, hatte sie solchen Worten noch Glauben geschenkt. Aber mittlerweile war sie seine Verlobte, und sie kannte das Geschäft, in dem sie beide arbeiteten, gut genug, um zu wissen, daß solche Träume immer Träume bleiben mußten. Privatdetektive verdienten nur im Film und in Romanen viel Geld, die Wirklichkeit sah anders aus. Dieser Wagen und das Büro mit der angrenzenden Wohnung waren alles, was sie besaßen—und es gab keinen Grund anzunehmen, daß es jemals mehr werden würde. Manchmal hatte Raven sogar den Verdacht, daß er sich nur mit ihr verlobt hatte, um ihr kein Gehalt mehr bezahlen zu müssen.

Sie lehnte sich zurück und schaltete das Autoradio ein. „Sei vorsichtig,“ sagte sie. „Wenn es eine krumme Tour ist, lass die Finger davon.“

Raven nickte, drückte ihr einen flüchtigen Kuss auf die Lippen und ging quer über den gepflegten Rasen auf das Haus zu.

Es war ein massiges, sechsstöckiges Gebäude im Stil des ausklingenden neunzehnten Jahrhunderts: Schwere Säulen flankierten den Eingang, die Fenster im Erdgeschoß waren hoch und schmal und vergittert und erinnerten an Schießscharten. Auf der Messingtafel neben der Tür standen zwei Dutzend Namen, aber

es gab nur einen Klingelknopf. Direkt über dem Schild lugte das mißtrauische Auge einer Videokamera aus der Wand.

Raven schenkte der Kamera ein halbherziges Lächeln und drückte den Klingelknopf. Für zwei, drei Sekunden geschah nichts, dann hörte er ein leises Summen, und die Tür schwang wie von Geisterhand geöffnet auf.

Dahinter lag eine weitläufige, nur schwach erleuchtete Halle. Kostbare Teppiche und Schalen mit exotischen Blumen bedeckten den Boden, und direkt neben der Tür war etwas, das Raven an eine Mischung zwischen Portierloge und Computerzentrum erinnerte. Bilder des Hauses und seiner unmittelbaren Umgebung flimmerten über ein halbes Dutzend Monitore, und auf der Schalttafel darunter leuchtete ein halbes Dutzend kleiner grüner Lampen.

Hinter der Theke saß ein grauhaariger, älterer Mann in einer blauen Fantasieuniform.

„Sie wünschen?“ fragte er.

Raven räusperte sich verlegen. „Ich—äh... hier wohnt doch ein gewisser Mr. Pendrose, oder?“

Der Wachmann nickte knapp. „Ja.“

„Ich war mit ihm verabredet,“ fuhr Raven fort. „Kann ich hinaufgehen?“

„Ihr Name?“ Die Finger des Mannes flogen routiniert über eine kleine Schalttafel.

„Raven.“

„Raven, so...“ Er griff nach einem Telefonhörer, lauschte einen Moment lang und räusperte sich dann. „Mr. Pendrose, hier unten ist jemand, der angeblich mit Ihnen verabredet ist. Ein Mr. Raven. Geht das in Ordnung?“ Wieder lauschte er ein, zwei Sekunden lang, ohne Raven dabei aus den Augen zu lassen, dann nickte er und legte den Hörer zurück auf die Gabel. „Okay. Sie können hinaufgehen. Vierte Etage. Steven wird Sie begleiten.“ Er drückte einen weiteren Knopf auf seiner Schalttafel, und aus einer versteckten Nische neben dem Aufzug trat ein weiterer Uniformierter.

Sie fuhren mit dem Lift nach oben. Raven fühlte sich in Gesellschaft des Uniformierten nicht gerade wohl. Der Mann war einen guten Kopf größer als er, und seine Fäuste sahen aus, als könnte er damit Kokosnüsse zerdrücken. In seinem Gürtelholster steckte eine großkalibrige Waffe.

Als der Lift in der vierten Etage anhielt, flammte automatisch die Flurbeleuchtung auf. Der Wächter trat aus dem Lift, ging mit schnellen Schritten über den Gang und hielt vor der letzten Tür an.

Raven folgte ihm langsamer. Selbst hier oben glich das Haus einer Festung. Es gab weder Türnummern noch Namensschilder, und ein System von Videokameras sorgte dafür, daß jeder Zentimeter des Flures überwacht werden konnte.

Das war wirklich eine Festung, dachte Raven.

Oder ein Gefängnis.

Der Wächter drückte auf die Klingel, und die Tür wurde unnötig heftig aufgerissen. Ein verschwitztes, von dunklen, wirr abstehenden Haaren eingerahmtes Gesicht erschien in der Tür.

„Ja?“

„Ihr Besuch.“

Der Mann trat beiseite, um Raven vorbeizulassen. Die Tür wurde hinter ihm genauso heftig wieder ins Schloß geworfen, und Raven hörte das Geräusch von drei oder vier Schlüsseln und einer zusätzlichen Kette.

„Sie sind Mr. Raven?“ fragte Pendrose. Seine Stimme klang gehetzt, und in seinen Augen stand ein irres, schwer einzuordnendes Flackern.

Raven nickte. „Ja. Sie hatten mich bestellt...“

Pendrose nickte, ging mit kleinen hektischen Schritten an Raven vorbei und trat an die Bar, die die gesamte Südwand des Apartments einnahm. „Sie trinken etwas?“

Raven schüttelte den Kopf. „Jetzt nicht, vielen Dank. Es wäre mir recht, wenn wir gleich zum Geschäft kommen könnten.“

„Selbstverständlich... Sofort... Nehmen Sie doch Platz.“

Raven ließ sich in einen der wuchtigen Ledersessel sinken und wartete geduldig, bis Pendrose mit einem bis zum Rand gefüllten Glas zurückkam. Seinem schwankenden Gang nach zu schließen war es nicht das erste Glas, das er heute trank. Der schwere Steinaschenbecher auf dem Tisch quoll über vor Zigarettenkippen, und überall auf dem Fußboden und den Möbeln waren Zeitschriften und aufgeschlagene Bücher verstreut.

Raven betrachtete Pendrose genauer. Der Mann schwitzte, obwohl es in dem Apartment eher kühl war. Sein Haar war wirr und zerzaust, und seine Kleidung sah aus, als hätte er eine Woche lang darin geschlafen. Er setzte das Glas an und leerte es in einem Zug zur Hälfte. Seine Finger zitterten, und um seine Mundwinkel spielte ein unkontrolliertes Zucken.

„Ich will es kurz machen, Mr. Raven,“ begann er nach einiger Zeit. „Ich brauche Ihren Schutz. Sie übernehmen doch solche Aufgaben, oder?“

Raven nickte. „Selbstverständlich. Aber das ist nicht gerade billig...“

Pendrose unterbrach ihn mit einer ungeduldigen Handbewegung. „Geld spielt keine Rolle, Mr. Raven. Ich habe Angst, wenn Sie es genau wissen wollen. Man will mich ermorden, und ich brauche jemanden, der mich schützt.“

Raven nickte nachdenklich. Selbst ein Blinder hätte gemerkt, daß dieser Mann vor Angst halb wahnsinnig war.

„Warum wenden Sie sich nicht an die Polizei, wenn Sie glauben, daß man Sie umbringen will?“ fragte er. „Verstehen Sie mich nicht falsch, aber...“

„Die Polizei!“ Pendrose lachte spitz auf. „Die würden mir nicht glauben, diese Ignoranten. Ich bin sicher, daß Sie mir auch nicht glauben werden, aber das spielt keine Rolle.“ Sein Blick wurde für einen Moment klar. „Hören Sie, Raven—ich brauche Ihre Hilfe für genau drei Tage, ab morgen früh gerechnet. Wenn ich am vierten Morgen noch lebe, zahle ich Ihnen tausend Pfund, auf die Hand. Wenn nicht, haben Sie Pech gehabt. Dann haben wir beide Pech gehabt,“ fügte er etwas leiser hinzu.

„Tausend Pfund! Das ist eine Menge Geld.“

Pendrose winkte ab. „So viel zahle ich hier in einem Monat an Miete, Raven.“

„Ich habe die Sicherheitsvorkehrungen gesehen—glauben Sie wirklich, daß jemand hier eindringen kann?“

Pendrose lachte humorlos und leerte sein Glas vollends. „Sie haben ja keine Ahnung, Raven. Ich bin hier ungefähr so sicher, als würde ich auf einer Bank im Hyde Park übernachten. Also—nehmen Sie den Auftrag an?“

Raven überlegte einen Moment. Tausend Pfund war viel Geld für drei Tage Arbeit. Und wahrscheinlich war die Gefahr nicht halb so groß, wie Pendrose annahm. Der Mann machte auf Raven den Eindruck eines Verrückten, der unter chronischem Verfolgungswahn litt. Selbst der gewiefteste Killer würde sich schwer damit tun, in diese Festung einzudringen. Aber schließlich—Geld stank nicht, und Raven konnte es verdammt gut gebrauchen. Er nickte.

„Ja.“

Pendrose atmete erleichtert auf. „Dann werde ich Ihnen die Geschichte erzählen. Ich...“ Er stand auf, nahm sein Glas und ging um den Tisch herum. „Ich hole mir nur noch etwas zu trinken.“

Er ging zur Bar, füllte sein Glas und kam mit schwankenden Schritten zurück. Raven fragte sich, wie viel der Mann noch vertrug—für ihn hätte schon das erste Glas gereicht.

„Glauben Sie an Magie?“ fragte Pendrose übergangslos, als er wieder Platz genommen hatte.

„Magie?“

„Übernatürliche Kräfte, Zauberei, Hexerei, Geister... Es ist mir ganz egal, wie Sie es nennen. Glauben Sie daran?“

Raven zuckte mit den Achseln. „Manchmal... ich weiß nicht. Wenn Sie Parapsychologie meinen...“

„Das meine ich nicht,“ unterbrach ihn Pendrose grob. „Ich meine ganz normale Magie. Zauberei, wenn Sie so wollen. Sie glauben also nicht daran?“

„Wenn ich ehrlich sein soll—nein.“

Pendrose lächelte undefinierbar. „Das ist gut. Aber Sie werden daran glauben müssen, wenn Sie den Auftrag annehmen wollen.“

Raven spannte sich. Der Mann war also doch verrückt. Aber er konnte sich die Geschichte ja wenigstens anhören.

„Alles begann vor zwei Jahren. Das heißt, in drei Tagen werden es zwei Jahre sein. Dann ist die Frist um...“ Er versank plötzlich in brütendes Schweigen und starrte mit unnatürlich weit geöffneten Augen in sein Glas.

„Welche Frist?“

„Frist?“ Pendrose schreckte auf. „Oh... ja, entschuldigen Sie. Ich glaube, ich erzähle Ihnen die Geschichte am besten ganz von vorn. Ich war vor zwei Jahren noch Student, Archäologie im letzten Semester. Ich und Jeffrey...“

„Wer ist Jeffrey?“

„Mein Cousin,“ antwortete Pendrose. „Wir sind mehr als das, wissen Sie. Wir sind Freunde. Oder waren es, damals. Jedenfalls hatten wir uns vorgenommen, in unseren letzten Semesterferien eine ausgedehnte Orientreise zu unternehmen. Wir hatten nicht viel Geld. Wir zogen einfach los, trampeten, arbeiteten unterwegs für Essen und Unterkunft und zogen weiter. Schließlich erreichten wir Griechenland, dann die Türkei, Irak... Es war eine herrliche Zeit. Bis—bis zu jener Nacht. Wir hatten den Chad-el-arab erreicht, den Grenzfluss zwischen Irak und Iran. Damals waren die politischen Verhältnisse dort unten noch anders, und man konnte sich als Ausländer noch ziemlich ungefährdet dort bewegen. Wir wollten über den Fluß und nach Persien hinein, aber wir fanden keine Fähre, so daß wir gezwungen waren, unter freiem Himmel zu übernachten. Die Nächte können dort unten ekelhaft kalt werden. Man kann sogar erfrieren, wenn man nur im Schlafsack übernachtet.“

Also suchten wir uns eine Höhle. Es wimmelte dort nur so von Höhlen, Raven. Wir suchten uns also eine Höhle, schlugen unser Lager auf und legten uns schlafen. Ich wenigstens. Jeffrey hatte der Forscherdrang gepackt. Er nahm seine Taschenlampe und machte sich daran, den Hintergrund der Höhle zu untersuchen. Man trifft dort unten manchmal auf Felsmalereien. Aber er fand keine. Dafür...

Er brach ab, schüttelte sich und schloß die Augen. Auf seinem Gesicht erschien ein gequälter Ausdruck.

„Es war etwa gegen Mitternacht,“ fuhr er nach einer Pause fort. Seine Stimme sank zu einem leisen, kaum verständlichen Flüstern hinab, „als der Alte erschien.“

„Was für ein Alter?“

„Ein alter Mann. Wir konnten sein Gesicht nicht erkennen—er trug einen Burnus mit Kapuze, aber er muß sehr alt gewesen sein nach der Art zu schließen, wie er ging und sprach. Er tauchte einfach in der Höhle auf und—sprach uns an. Er muß genau gewußt haben, wo wir waren. Und er sprach ausgezeichnet Englisch. Fast akzentfrei.“

„Was wollte er?“

„Zuerst dachten wir, er wollte uns etwas verkaufen. Er zeigte uns Schmuck und alte Waffen... Jeffrey war ganz aus dem Häuschen, aber der Alte gab nichts her. Aber er wollte uns zeigen, wo noch mehr davon zu finden war. Sie können sich denken, daß wir nicht lange gezögert haben und mit ihm gegangen sind.“

Raven nickte. „Natürlich.“

„Ja. Wir folgten ihm also zu einer anderen Höhle, ganz in der Nähe unseres Schlafplatzes. Aber da waren keine Schätze, sondern eine Art—Tempel. Direkt aus dem Fels gehauen, wissen Sie, so eine alte Kultstätte mit Altären und kostbaren Wandgemälden und Teppichen. Und dann verschwand der Alte.“

„Verschwand?“ echote Raven.

Pendrose nickte. In seine Augen trat ein seltsames, fast wehleidiges Glitzern. „Ja. Er ging nicht weg oder so—er verschwand ganz einfach. Wir waren plötzlich allein in diesem unterirdischen Labyrinth. Wir versuchten, den Ausgang wieder zu finden, aber wir verirrt uns hoffnungslos. Ich weiß nicht, wie lange wir durch die Gänge und Stollen geirrt sind, wahrscheinlich stundenlang—aber wir kamen immer wieder zum Tempel zurück. Es war wie verrückt—alle Wege schienen dort hin zu führen, ganz egal, in welche Richtung wir gingen. Schließlich gaben wir auf und ließen uns erschöpft zu Boden sinken.“

Er trank mit hastigen, großen Schlucken. Die Erinnerung schien ihm körperliche Qual zu bereiten, aber er zwang sich, mit ruhiger Stimme weiterzureden.

„Wir schliefen ein, total erschöpft, wie wir waren. Schließlich weckte uns ein Geräusch. Es hörte sich an wie—wie Pferdegetrappel. Wir standen auf. Unsere Taschenlampen waren fast leer, aber das Licht reichte gerade noch aus, um zu erkennen, was da auf uns zukam. Es war ein—ein Reiter. Oder der Schatten eines Reiters.“

„Der Schatten? Wie meinen Sie das?“

Pendrose lächelte schmerzlich. „Ich kann es nicht besser erklären. Wir konnten seinen Körper nicht richtig erkennen. Er schien irgendwie substanzlos, nur ein—Schatten, ein überlebensgroßer, schwarzer Schatten, der sich vor uns in der Luft abzeichnete. Und dann sprach er zu uns. Er sagte, daß wir in sein Reich eingedrungen seien und daß er uns jetzt töten könnte, weil wir sein Heiligtum entweiht

hatten. Aber er wollte uns eine Chance geben. Er—er schlug uns vor, ein Geschäft mit ihm abzuschließen. Einen Pakt, wenn Ihnen das Wort lieber ist. Sehen Sie, Raven, wir—wir waren total erschöpft, nicht mehr Herr unserer Sinne, und wir hatten Angst, furchtbare Angst. Wenn wir damals gewußt hätten, was...“

Raven unterbrach ihn mit einer besänftigenden Geste. „Beruhigen Sie sich erst einmal, Mr. Pendrose. Ich bin nicht hierher gekommen, um Ihnen irgendwelche Vorhaltungen zu machen. Erzählen Sie einfach weiter.“

Pendrose nickte dankbar. Offensichtlich war es das erste Mal, daß er einem Menschen diese Geschichte erzählte, ohne ausgelacht und für verrückt erklärt zu werden. „Er... der Schattenreiter schlug uns vor, uns Macht zu geben. Macht über Menschen und Dinge, Macht über den Zufall und das Glück. Sehen Sie sich hier um, Raven. Vor zwei Jahren war ich ein armer Student, der am fünfzehnten nie wußte, wovon er die Miete bezahlen soll. Heute bin ich Millionär. Der Schattenreiter hat sein Versprechen gehalten. Ich habe Geld beim Spielen gewonnen, beim Pferderennen, in der Lotterie. Alles, was ich anfasse, wird zu Geld. Aber der Preis... Die zwei Jahre, die der Pakt lief, sind fast um. Für zwei Jahre würde er uns diese Macht schenken, sagte er. Danach mußten wir bezahlen.“

„Bezahlen? Womit?“

„Mit Opfern,“ antwortete Pendrose dumpf. „Er verlangte—Menschenopfer. In jeder Vollmondnacht ein Opfer.“

Raven runzelte die Stirn. „Moment mal. Verstehe ich Sie richtig? Sie—Sie sollten Morde begehen, um damit zu bezahlen?“

„So ausgedrückt—ja,“ gab Pendrose nach kurzem Zögern zu. „Es mußten—junge Menschen sein. Egal, ob Männer oder Frauen, aber sie durften nicht älter als dreißig Jahre alt sein. Und—er hat uns ein Messer gegeben, jedem eines, Jeffrey und mir. Die Opferungen mußten damit vollzogen werden.“

Er stand auf, eilte zur Bar und zog einen kunstvoll ziselierten Dolch aus der Scheide, der zwischen einer ganzen Anzahl alter Waffen hing.

„Hier.“ Er warf Raven die Waffe zu und kam zurück. „Damit sollten wir es tun. Aber—wir haben es nicht getan. Weder Jeffrey noch ich haben dem Unheimlichen seine Opfer dargebracht.“

Raven untersuchte die Waffe flüchtig. Er hatte seit jeher eine Abneigung gegen jede Art von Messer, Schwertern und ähnlichen Mordinstrumenten. Er vertrat den Standpunkt, daß ein guter Schütze einen Mann mit der Pistole leichter und ungefährlicher außer Gefecht setzen konnte. Eine Kugel in den Arm stoppte jeden—aber bei einem Kampf mit Messern oder Ähnlichem wurde meistens einer der Kontrahenten getötet oder schwer verwundet.

Er gab den Dolch zurück. „Was geschah weiter?“

Pendrose schluckte nervös. „Wir—wir flogen zurück. Das Geld dazu hatten wir beim Spielen gewonnen. Was hier geschah, können Sie sich denken. Jeffrey und ich wurden innerhalb von zwei Jahren wohlhabend und erfolgreich. Aber jetzt—ist die Frist beinahe um. Und er ist hier, um seinen Preis zu fordern.“

„Sie meinen—dieses Gespenst ist hier in London aufgetaucht?“

Pendrose nickte ernsthaft. „Ich weiß, das hört sich verrückt an, aber er ist hier. Ich spüre seine Anwesenheit. Er will uns zwingen, zu töten. Wenn wir es tun, werden wir ihm auf ewig verfallen sein. Aber ich will das nicht. Mir genügt, was ich habe—ich brauche nicht noch mehr Geld, ich will nichts als meinen Frieden.“

„Was geschieht, wenn Sie sich weigern?“ fragte Raven ruhig.

„Dann wird er uns töten. Er verlangt zwei Leben von uns, und wenn wir sie ihm nicht geben, dann nimmt er unsere.“ Für endlose Sekunden starrten sie sich stumm an. Pendrose hatte sich in den letzten Minuten zunehmend beruhigt, aber er wirkte immer noch blaß und fahrig, und seine Hände umklammerten das Glas so heftig, daß die Knöchel weiß hervortraten.

„Nun,“ fragte er schließlich, „nehmen Sie an?“

Raven zuckte mit den Schultern. „Ich weiß nicht, Mr. Pendrose. Zugegeben, tausend Pfund sind viel Geld, aber...“

„Fünftausend,“ sagte Pendrose ruhig. „Ich erhöhe auf fünftausend.“

Raven schluckte. „Es—es geht nicht ums Geld, Mr. Pendrose.“

Pendrose nickte. „Sie glauben mir nicht. Sie denken, ich bin total übergeschnappt, nicht wahr?“

„Nein. Es ist nur...“

„Haben Sie eine Münze?“ fragte Pendrose.

Raven sah überrascht auf. „Sicher.“

„Werfen Sie sie.“

„Werfen?“

„Kopf oder Zahl—Sie kennen das kleine Spiel doch sicher.“

Raven nickte. Er griff in die Jackentasche, förderte einen Penny zutage und drehte ihn unschlüssig zwischen den Fingern. „Verstehen Sie mich bitte nicht falsch, aber...“

„Kopf oder Zahl?“ beharrte Pendrose.

„Zahl.“

Pendrose lächelte. „Gut. Ich setze auf Kopf. Werfen Sie.“

Raven warf die Münze empor und fing sie wieder auf. „Zahl,“ sagte er.

„Werfen Sie noch einmal. Es klappt nicht immer. Außerdem habe ich im Augenblick Schwierigkeiten, mich zu konzentrieren. Versuchen Sie es noch einmal.“

Raven warf die Münze erneut in die Luft. „Kopf,“ sagte er.

Pendrose nickte. „Noch einmal.“

„Kopf.“

Er warf die Münze vierundzwanzig Mal. Pendrose gewann zweiundzwanzig Mal, einmal kam Zahl, und zum Schluß prallte die Münze auf den Glastisch und blieb auf der Kante stehen.

„Sind Sie jetzt überzeugt?“

„Glück,“ sagte Raven verblüfft. „Unwahrscheinliches Glück.“

„ber dieses Glück habe ich immer. Ich habe gewissermaßen das Glück gepachtet. Wir können auch etwas anderes versuchen—Karten, Roulette—was Sie wollen.“

Raven winkte ab. „Nicht nötig. Ich bin überzeugt.“

„Das heißt, Sie nehmen an. Fünftausend Pfund war abgemacht.“

„Tausend.“

Pendrose schüttelte lächelnd den Kopf. „Ich kann es mir leisten, großzügig zu sein, Raven. Akzeptieren Sie die fünftausend ruhig.“

Raven stand auf. „Okay. Wann soll ich anfangen?“

„Am liebsten gleich jetzt. Aber Sie werden sicher noch das eine oder andere benötigen, wenn Sie drei Tage lang hier bleiben müssen. Wie schnell können Sie zurück sein?“

Raven sah auf die Uhr. „In zwei Stunden, schätze ich. Übrigens—vorausgesetzt, Ihr Schattenreiter taucht wirklich auf, hat es Sinn, eine Waffe mitzubringen?“

Pendrose lächelte dünn. „Ich habe alles hier, was ich brauche. Beeilen Sie sich.“  
„Okay. In zwei Stunden dann.“

Jeffrey war an diesem Abend nicht mehr ins Büro zurückgegangen. Fast eine Stunde lang war er ziel- und sinnlos durch die Stadt geirrt, bis ihn die Kälte und die hereinbrechende Nacht schließlich in das erstbeste Lokal trieben, an dem er vorbeikam.

Es war ein kleiner, lauter, einfacher Pub. Eines jener Arbeiterlokale, die er sonst wie die Pest mied. Lokale wie diese gehörten zu seinem früheren Leben, und er hatte vor zwei Jahren alle Brücken hinter sich abgebrochen und dachte nicht daran, sie wieder neu aufzubauen.

Er bahnte sich einen Weg durch die dichte Menschenmenge zur Theke, bestellte ein Bier und zündete sich unruhig eine Zigarette an. Seine Finger waren steif vor Kälte, und er brach drei Streichhölzer bei dem vergeblichen Versuch ab, seine Zigarette in Brand zu setzen.

„Kann ich Ihnen helfen?“ fragte eine amüsierte Stimme neben ihm.

Er schrak auf, ließ die Streichholzschachtel fallen und drehte den Kopf. Über dem tanzenden Gelb der Feuerzeugflamme blickten ihn zwei dunkle, amüsierte Augen entgegen.

„Oh, danke... ich...“ Er nahm sich Feuer, blies eine Rauchwolke in die Luft und betrachtete das Mädchen genauer. „Ich bin ziemlich lange draußen herumgelaufen, wissen Sie,“ sagte er entschuldigend. „Meine Finger sind steif gefroren.“

Sie nickte. „Man sieht's.“ Sie war jung, noch keine zwanzig, schlank und dunkelhaarig. Sie hätte sicherlich keine Chance bei einem Schönheitswettbewerb gehabt, aber ihr rundes, dunkles Gesicht hatte einen eigenartigen Reiz, etwas, das Jeffrey sich zwar nicht erklären konnte, sie ihm aber auf Anhieb sympathisch machte.

„Sie sind nicht gerade passend für dieses Wetter angezogen,“ fuhr sie fort.

Jeffrey lächelte verlegen. „Nein. Ich—ich hatte eine Autopanne. Hab fast eine Stunde auf einen Abschleppwagen gewartet, aber es kam keiner.“

„Warum haben Sie sich kein Taxi gerufen?“

„Deshalb bin ich hier. Aber zuerst mal brauche ich ein Bier, nach all der Aufregung. Trinken Sie etwas mit mir?“

Sie nickte. „Gern.“

Jeffrey bestellte ein zweites Bier. Eigentlich mochte er Frauen, die in Wirtschaften Männer ansprachen, nicht. Aber im Moment war er froh, überhaupt mit jemandem reden zu können.

„Wohnen Sie hier in der Gegend?“ fragte er, um die Unterhaltung nicht einschlafen zu lassen.

„Ja, leider.“

„Leider?“

Das Bier kam. Sie trank einen Schluck, wischte sich in ganz und gar nicht damenhafter Manier den Schaum vom Mund und lächelte. „Es ist keine sehr hübsche Gegend, wie Sie vielleicht gemerkt haben. Die Häuser sind alt und die Menschen arm und verbittert. Da, wo Sie herkommen, sieht es sicher besser aus.“

„Wie kommen Sie darauf?“

„Ihr Anzug,“ entgegnete das Mädchen. „Ich verkaufe Herrenbekleidung, drüben im Kaufhaus. Ich habe einen Blick für so etwas. Er hat wahrscheinlich mehr gekostet, als ich in einer Woche verdiene.“

Jeffrey lächelte. „Das stimmt. Sie sind eine gute Beobachterin.“

„Ich weiß. Und ich habe noch mehr beobachtet. Wollen Sie wissen, was?“

„Gern.“

„Nun, Sie sind nicht wegen einer Autopanne hier, so viel steht fest.“

Jeffrey fuhr unmerklich zusammen, aber das Mädchen redete fröhlich weiter, ohne auf seinen erschrockenen Gesichtsausdruck zu achten. „Als Sie hier reinkamen, habe ich Ihr Gesicht betrachtet. Sie sahen so aus, als würden Sie vor irgendetwas davonlaufen. Was ist mit Ihnen? Angst? Oder Liebeskummer?“

„Ein bißchen von beiden“, log Jeffrey. Das Mädchen war wirklich eine gute Beobachterin. Sie war zwar meilenweit an der Wahrheit vorbeigeschossen, aber das war kein Wunder.

Seine Gedanken kehrten wieder zurück zu der Szene am Abend. Selbst die Erinnerung an die grausige Erscheinung reichte, um ihm den Schweiß auf die Stirn zu treiben.

„Drei Tage...“ hatte der Schattenreiter gesagt. „Denk daran—wenn wir uns noch einmal sehen, stirbst du.“

„Wie heißen Sie?“ fragte er plötzlich.

„Carolynn. Carolynn Marten. Aber meine Freunde nennen mich Carol. Und Sie?“

„Jeff Candley... Einunddreißig, ledig und ziemlich vermögend,“ fügte er mit einem flüchtigen Lächeln hinzu. „Außerdem finde ich Sie nett. Ist das so Ihre Art, fremde Männer anzureden?“

Carols Gesicht verfinsterte sich für einen Augenblick. „Sind Sie einer von denen, die meinen, Frauen gehören hinter den Herd?“ fragte sie spitz.

Jeffrey schüttelte hastig den Kopf. „Nein, bestimmt nicht. Ich...“

„Ach, hören Sie auf!“ Um Carols Mundwinkel erschien ein ärgerlicher Zug. „Sie glauben ja gar nicht, wie ich diese Sprüche hasse. Es macht Ihnen ja nichts aus, aber etwas komisch ist es schon, wenn eine Frau einen Mann anspricht, nicht? Was ist eigentlich so komisch daran? Schließlich hält es jeder für die natürlichste Sache der Welt, wenn ein Mann ein Mädchen anspricht, das ihm gefällt. Nur umgekehrt ist die Sache anrühlich.“ Sie griff zu ihrem Bierglas, leerte es in einem Zug und bestellte ein neues.

„Es tut mir leid,“ sagte Jeffrey leise. „Ich wollte Sie nicht kränken, Carol. Ich bin ein bißchen nervös, das ist alles.“

„Nervös?“ fragte sie, schon wieder halbwegs versöhnt. „Warum?“

Jeffrey zuckte mit dem Achseln. „Es wäre ziemlich kompliziert, Ihnen das zu erklären. Aber vielleicht...“ Er zögerte, sah Carol nachdenklich an und spielte gedankenverloren mit seinem Bierglas. „Wenn Sie Lust haben, bestellen wir uns ein

Taxi und unterhalten uns irgendwo weiter, wo es nicht so laut und ungemütlich ist.“

Carol schien einen Moment zu überlegen. Schließlich nickte sie. „In Ordnung. Wenn Sie mich wieder nach Hause bringen.“

„Selbstverständlich.“ Jeffrey stand auf, zahlte ihre Biere und rief von dem Telefon neben der Tür aus ein Taxi.

Wenige Minuten später waren sie unterwegs in die City. Carol saß eng an Jeffrey gekuschelt auf dem Rücksitz des Taxi, einen verträumten, glücklichen Ausdruck auf dem Gesicht.

Sie konnte das entschlossene Glitzern nicht sehen, das in Jeffreys Augen flakerte.

Steven Corman sah ungeduldig auf die Uhr. Seine Schicht war in einer knappen Stunde zu Ende, aber er wußte nur zu genau, wie lang sechzig Minuten werden konnten, wenn man darauf wartete, daß sie vorbeigingen. Sein Blick wanderte gelangweilt über die stummen Monitore, die Ansichten des Hauses und der Kellerräume zeigten, über die Schalttafel der Alarmanlage, deren Lichter alle in beruhigendem Grün strahlten, über die peinlich sauberen Mahagoniflanken der Theke, hinter der er jeden Tag acht Stunden lang saß und über die Sicherheit der Mieter hier im Haus wachte.

Er seufzte unterdrückt. Als er sich vor vier Jahren um diesen Posten bemüht hatte, hatte er noch nicht gewußt, daß seine Arbeit zu neunzig Prozent aus Langeweile und untätigem Herumsitzen bestehen würde. Dieser Raven, der vorhin gekommen und eine Viertelstunde später wieder gegangen war, war der einzige Besucher während seiner Schicht gewesen. Es gab Tage, an denen Corman außer den beiden Wachmännern, die in ihrem Zimmer neben dem Treppenschacht saßen und gleich ihm die Zeit totschlügen, buchstäblich keine Seele zu Gesicht bekam. Die Menschen, die es sich leisten konnten, in einer Festung wie diesem Apartmenthaus zu wohnen, schienen nicht zu jener Gruppe zu gehören, die oft Besuch bekamen oder ausgingen.

Manchmal sehnte er sich nach seiner Zeit als Streifenpolizist zurück. Sicher, heute verdiente er fast das Doppelte, aber eines Tages würde er vor Langeweile noch überschnappen.

Ein dumpfes Pochen an der Haupttür unterbrach seine Gedanken. Corman schreckte hoch, sah verwirrt zur Tür und dann auf den Monitor, der die Außenansicht des Eingangs zeigte. Er konnte niemanden sehen.

Aber das Klopfen wiederholte sich, ungeduldiger und heftiger diesmal, als schlänge jemand mit Fäusten gegen die Tür.

Auf dem Monitor war immer noch nichts zu sehen. Die schwere Tür—Stahl mit einer hauchdünnen Schicht Mahagoni—war auf dem Schirm gestochen scharf zu erkennen.

Allmählich wurde Corman die Sache unheimlich. Er drückte den Alarmknopf, der die beiden anderen herbeirief, und schaltete gleichzeitig einen weiteren Monitor ein, auf dem er die gesamte Vorderfront des Gebäudes überblicken konnte.

Und dann ging alles unglaublich schnell.

Ein ungeheurer Schlag riß die Tür aus den Angeln, schleuderte sie wie ein welkes Blatt quer durch die Halle und ließ das Haus in seinen Grundfesten erbeben.

Für einen winzigen Moment verschwand die Türöffnung in einer Wolke aus Staub und Kalk, und dann preschte eine gigantische, schattenhafte Gestalt herein.

Corman schrie ungläubig auf, als er den Reiter sah. Seine Hand fuhr automatisch an den Gürtel und zog den Achtunddreißiger, aber er kam nicht dazu, die Bewegung zu Ende zu führen. Der Reiter—ein drei Meter hohes, schattenhaftes Ding aus wesenlosem Schwarz—riß sein Tier im Sprung herum und jagte genau auf Corman los. Sein Umhang umflatterte ihn wie ein gigantisches Flügelpaar, und die Augen unter der spitzen Kapuze schienen unter einem höllischen Feuer zu glühen. Sein Säbel führte eine blitzschnelle, halbkreisförmige Bewegung aus, schnitt klirrend und berstend durch das schußsichere Glas vor Corman und bohrte sich in seine Brust.

Der Wachmann war schon tot, bevor sein Körper auf den Boden aufschlug.

Die grauenhafte Erscheinung raste weiter. Sein Säbel fuhr krachend durch Bildschirme und Schalttafeln, verwandelte das Computerpult in Sekunden in einen rauchenden Trümmerhaufen und spaltete schließlich mit einem einzigen gewaltigen Schlag die Theke in zwei Teile. Es war, als würde der Anblick dieser modernen Technik den Reiter in eine irrsinnige, unbezähmbare Wut versetzen.

Ein Schuß peitschte durch das Knattern der Kurzschlüsse und die blauen Entladungsblitze der zusammenschmelzenden Anlage. Hinter dem riesigen schwarzen Umriss des Reiters stoben Funken aus der Wand, und die Kugel jaulte als Querschläger davon.

Die Gestalt lachte—ein hohler, dröhnender Ton—riß ihr Pferd herum und galoppierte mit gezücktem Schwert auf die neuen Gegner los.

Aber die beiden Wachmänner bewiesen, daß ihre Ausbildung nicht umsonst gewesen war. Man hatte sie darauf trainiert, im Zweifelsfalle erst zu schießen und sich dann zu wundern. Sie reagierten mit beinahe unmenschlicher Kaltblütigkeit. Breitbeinig, die Waffen auf den linken Unterarm aufgestützt, standen sie im Hintergrund der Halle und sahen dem Unheimlichen entgegen.

Dann, als er kaum noch fünf Meter entfernt war, feuerten sie. Die großkalibrigen Kugeln der Waffen hätten auf diese Entfernung gereicht, um selbst einen Elefanten zu töten.

Aber der Reiter galoppierte weiter, als wäre nichts geschehen. Die Kugeln durchschlugen seinen Körper, als bestünde er aus Nebel, und krachten hinter ihm in die Wand.

Zu einem weiteren Schuß kamen die Wächter nicht. Das Schwert des Unheimlichen sauste herunter, und einer der Männer ging mit einem Aufschrei zu Boden. Auf seinem Gesicht lag ein ungläubiger Ausdruck.

Der zweite Wächter entging um Haaresbreite einem Schwerthieb und rollte sich hinter eine Blumenschale in Deckung. Seine Waffe entlud sich krachend, aber der Erfolg war gleich Null.

Der Säbel zerschlug die Betonschale zu fliegenden Splittern, rutschte Funken sprühend über den Marmorboden und hinterließ eine unterarmlange blutige Schramme auf dem Bein des Wachmanns.

Der Wächter hob mit einem Aufschrei die Waffe, zielte kurz und drückte ab. Die Kugel schlug mit metallischem Geräusch auf die Waffe des Schattenreiters und riß sie ihm aus der Hand.

Der Unheimliche stieß einen wütenden Schrei aus.

Für ein, zwei Sekunden schien seine Gestalt zu zerfließen, als wäre die Kraft, die das schwarze Nichts zusammenhielt, plötzlich erloschen, aber dann stabilisierte sie sich wieder, und der Schattenreiter schwang sich mit einer kraftvollen Bewegung aus dem Sattel.

Der Wachmann begriff sofort, was die Erscheinung vorhatte. Mit einem verzweifelten Satz warf er sich herum und griff nach dem Säbel des Unheimlichen. Seine Hand krampfte sich um das kühle, glatte Metall des Griffes, und für eine unendliche Sekunde spürte er das sanfte Pulsieren ungeheurer Kräfte, die in der unscheinbaren Waffe eingeschlossen waren.

Aber er fand keine Zeit, über die seltsame Empfindung nachzudenken, der Schattenreiter drang auf ihn ein, und obwohl die Gestalt nur aus Schatten und schwarzem, treibenden Nebel zu bestehen schien, spürte der Mann die tödliche Gefahr, die von ihm ausging.

Er kam mühsam auf die Füße, humpelte, sein verwundetes Bein nachziehend, zurück und schlug nach dem Angreifer. Die Spitze des Säbels drang millimeterweit in den wallenden Nebel ein, und der Unheimliche prallte mit einem wütenden Aufschrei zurück. In dem dunklen Nebel erschien eine rote, pulsierende Spur.

Der Wachmann blickte verblüfft auf das Schwert in seiner Hand, dann auf den Schattenreiter, der zurückgewichen war und die Hände vor der Brust verkrampfte.

Und dann beging er die größte Dummheit, die er in dieser Situation begehen konnte. Er schwang den Säbel über dem Kopf und griff den Dämon an.

Der Schattenreiter brachte sich mit einer blitzschnellen Bewegung außer Reichweite des tödlichen Säbels und zog einen schmalen, zweischneidigen Dolch aus dem Gürtel. Seine Hand vollführte eine mit dem bloßen Auge kaum sichtbare Bewegung. Der Dolch sauste als flirrender Lichtblitz durch die Luft und traf den Wächter in die Brust.

Für zehn, fünfzehn Sekunden kehrte Stille in die weitläufige Halle ein, nur unterbrochen vom Prasseln der Flammen und dem leisen, monotonen Wimmern der Alarmsirenen, die durch die Zerstörung der Schaltanlage ausgelöst worden waren. Dann ging der Schattenreiter langsam zu dem Toten hinüber, löste seinen Säbel aus dessen verkrampften Fingern und zog den Dolch aus der Brust des Toten, ehe er sein Pferd rief und sich ungelentk in den Sattel schwang. Eine Spur glitzernder roter Tropfen markierte seinen Weg, als er das Pferd herumnahm und langsam auf die breite Treppe zutrabte.

In das Prasseln der Flammen mischte sich das Heulen näher kommender Polizeisirenen, als das Pferd die Stufen empor lief.

Aber das störte den Unheimlichen nicht. Es gab jetzt nichts mehr, das ihn noch aufhalten konnte. Er würde sich sein Opfer holen.

Jetzt.

„Fünftausend Pfund!“, sagte Janice. Sie hatte es in der letzten halben Stunde ungefähr fünfunddreißig Mal gesagt, aber sie schien es immer noch nicht glauben zu können. Ihr Blick hing wie gebannt auf dem Scheck, den Raven ihr gegeben hatte. „Fünftausend Pfund dafür, daß du einem Verrückten drei Tage lang Gesellschaft leistest!“

Raven zuckte gleichmütig mit den Schultern. „Noch haben wir das Geld nicht. Der Scheck ist gesperrt, vergiß das nicht. Und wenn Mr. Pendrose vor Montagmor-

gen irgendetwas zustößt, wird er auch nicht freigegeben.“ Er lächelte flüchtig und fuhr fort, Unterwäsche, Bücher und andere Kleinigkeiten in die voluminöse Reisetasche zu stopfen, die Janice ihm gebracht hatte.

„Aber weißt du eigentlich, was das bedeutet?“ rief Janice ihm nach, als er im Bad verschwand, um seine Zahnbürste und Waschzeug zu holen. „Das ist genug, um mit diesem Irrsinn aufzuhören und irgendwo anders ganz neu anzufangen.“

„Dieser Irrsinn, Liebling, ist mein Beruf, vergiß das nicht. Und außerdem,“ er kam aus dem Bad, nahm Janice den Scheck aus der Hand und verstaute ihn in seiner Brieftasche, „muß ich mir das Geld erst noch verdienen.“ Er sah sich suchend im Zimmer um, eilte schließlich zum Bücherregal und nahm einen alten, in rotes Leder gebundenen Band herunter, der seit Jahren unbeachtet dort oben vor sich hin gegammelt hatte.

„Was hast du da?“ fragte Janice stirnrunzelnd. „Den alten Schinken vom Trödler?“

Raven nickte knapp. Janice hatte das Buch vor Jahren von einem Altwarenhändler für ein paar Penny gekauft. Nicht wegen seines Inhalts, sondern eher wegen seines antiquierten Aussehens. Es war ein Buch über mittelalterliche Magie, Hexenverbrennungen und ähnlichen Schwachsinn, wie sie immer sagte.

„Fängst du jetzt schon an, den Irrsinn zu glauben, den dir dieser Verrückte erzählt hat?“ fragte sie.

„Keineswegs!“ Raven schüttelte den Kopf und ließ das Buch in der Reisetasche verschwinden. „Ich denke, ich beschäftige mich vielleicht ein wenig damit, um mir die Zeit zu vertreiben. Außerdem...“

Der Ausdruck in Janices Augen wurde lauernd. „Außerdem?“

„Außerdem muß ich immer wieder an das Kunststück mit der Münze denken, das er mir vorgeführt hat.“ Er lächelte. „Wäre doch nicht schlecht, wenn ich das auch könnte, oder?“

„Sicher,“ antwortete Janice böse. „Und wenn das auch nicht hinhaut, kannst du immer noch Voodoo-Priester werden.“ Sie griff zur Tasche, nahm sie mit einem Ruck vom Boden auf und ging zur Tür. „Komm jetzt. Ich fahre dich hin.“

Sie waren bis lange nach Mitternacht in der Bar geblieben. Jeffrey hatte direkt dabei zusehen können, wie Carol an seiner Seite aufblühte; die teure, mondäne Umgebung, die sonst für Menschen aus ihrer Klasse immer nur ein Traum bleiben musste, schien wie ein berauschendes Getränk oder eine Droge auf sie zu wirken. Sie lebte regelrecht auf, wurde fröhlich, offener und—auf eine seltsame, faszinierende Art—natürlicher.

Wahrscheinlich, dachte Jeffrey, fühlte sie sich jetzt wie das Bettelmädchen im Märchen, das einen Prinzen getroffen hat. Seltsamerweise begann er selbst sich mit jeder Minute unwohler zu fühlen; er kam sich schmutzig und gemein dabei vor, als er daran dachte, daß er Carol nur aus einem einzigen Grund mitgenommen hatte, und der Gedanke, dieses naive Wesen kaltblütig zu ermorden, bereitete ihm Übelkeit.

Schließlich, als sich die Zeiger der Uhr auf eins zubewegten, rief er ein Taxi und fuhr mit Carol zu sich nach Hause. Sie zeigte keine Spur von Überraschung, als der Wagen vor dem modernen Apartmentgebäude anhielt und Jeffrey sie aufforderte, auszusteigen. Nur in ihren Blick trat eine winzige Spur von Traurigkeit.

„Du wohnst hier?“ fragte sie, als der Wagen abgefahren war und sie langsam auf das gläserne Portal zuingen. Es war kalt. Ein schneidender Wind ließ sie frösteln, und von Westen her trieb Schneeregen über die Stadt. Trotzdem schien sie in ihrem dünnen, ärmellosen Kleid nicht zu frieren.

Er nickte, hielt ihr die Tür auf und schloss hinter ihnen wieder sorgfältig ab. Die weitläufige Eingangshalle lag im Dunkeln, und nur die beiden grünen Kontrollleuchten über den Liftkabinen verbreiteten unsichere Helligkeit. „Gefällt es dir?“

„Ja. Man—man sieht nur nicht viel.“

Jeffrey lächelte, drückte den Rufknopf des Lifts und zündete sich eine neue Zigarette an. „Mein Apartment wird dir gefallen,“ sagte er. „Dort gibt es Licht.“

„Und ein Schlafzimmer, vermute ich,“ sagte Carol. Ihre Stimme klang kalt, die Wärme, die sie den ganzen Abend über ausgestrahlt hatte, war verflogen.

Der Lift kam, und sie betraten die Kabine.

„Ich schlafe normalerweise nicht in der Badewanne, wenn es das ist, was du wissen willst. Aber keine Angst—ich will nichts von dir.“

Sie zog die Augenbrauen zusammen.

Jeffrey lächelte. „Ich weiß, was du denkst. Du glaubst, ich habe meinen Spaß gehabt, und jetzt kommt die Rechnung, stimmt's?“

Sie nickte zögernd. „So ungefähr.“

„Sehe ich aus wie ein Casanova?“

Sie antwortete nicht, aber der Ausdruck in ihrem Gesicht sagte ihm, daß er ins Schwarze getroffen hatte.

Der Lift hielt mit sanftem Ruck an, und sie stiegen aus.

Carols Augen rundeten sich vor Überraschung, als sie in die Diele traten. Bei ihrer Ankunft flammte automatisch die indirekte Beleuchtung auf, und während die Liftkabine hinter ihnen wieder in die Tiefe glitt, eilte Jeffrey voraus und schaltete im angrenzenden Wohnzimmer Licht ein.

„So etwas,“ sagte Carol fassungslos, „habe ich noch nie gesehen. Ein Lift direkt in die Wohnung.“

Jeffrey lächelte flüchtig. „Das ist das Penthouse, Liebes. Und außer mir und meinen Besuchern bringt diese Kabine keinen herauf. Da ist sie sehr eigen.“ Er lächelte flüchtig über seinen eigenen Scherz und führte sie ins Wohnzimmer. „Möchtest du noch etwas trinken?“

Aber Carol antwortete nicht. Ihr Blick tastete fasziniert über die kostbare Einrichtung, die antiken Teppiche und die wertvollen Gemälde, die die Wände des Zimmers schmückten. Schließlich trat sie mit zögernden Schritten an das deckenhohe Fenster an der Südseite und sah auf die Stadt hinunter.

Jeffrey trat hinter sie. „London bei Nacht,“ sagte er leise. „Ein faszinierender Anblick, nicht wahr?“

Sie nickte, drehte sich langsam um und trat einen Schritt zurück. In ihrem Gesicht lag ein halb staunender, halb ängstlicher Ausdruck. „Wer—wer bist du?“ fragte sie schließlich.

Jeffrey lachte laut auf. „Nun hol mal wieder Luft, Carol. Ich bin nicht der liebe Gott, und ich bin auch kein verkleideter Ölscheich.“

„Aber du bist reich,“ sagte sie. Sie sprach dieses Wort mit einer seltsamen, fast ehrfürchtigen Betonung aus.

Jeffrey machte eine wegwerfende Handbewegung. „Ich habe Geld, das stimmt,“ sagte er, während er zur Bar eilte und für sie beide Drinks mixte. „Aber reich? Ich kenne Leute, die haben so viel Geld, daß sie dieses Haus hier gewissermaßen von ihrem Taschengeld kaufen könnten. Aber auch die sind nicht reich. Was zählt, ist nicht Geld. Für Menschen wie du mag Geld alles bedeuten, aber wenn man es einmal hat, bedeutet es nichts mehr.“

Er kam zurück, drückte ihr ein Glas in die Hand und führte sie am Arm zur Couch.

„Ich weiß, wovon ich spreche,“ sagte er, nachdem sie sich gesetzt hatten. „Es ist noch nicht lange her, da war ich genauso arm wie du. Vielleicht noch ärmer. Jetzt habe ich Geld, und jetzt weiß ich auch, wie wenig es im Grunde wert ist. Geld ist ein Werkzeug, um sich den wirklichen Reichtum zu kaufen, mehr nicht.“

Carol trank einen Schluck. Ihr Blick hing wie gebannt auf Jeffreys Gesicht. „Und worin besteht er, dein Reichtum?“

„Macht,“ sagte Jeffrey. Die Art, wie er es sagte, ließ Carol schauern. „Macht über Menschen und Dinge. Die absolute Macht, zu wissen, daß es niemanden auf der Welt gibt, der mächtiger ist, und vor keinem mehr Angst haben zu müssen.“ Er sah sie lange und nachdenklich an. „Kannst du dir vorstellen, was das für ein Gefühl ist, Macht, wirkliche Macht zu haben?“ Er schüttelte den Kopf. „Du kannst es nicht. Niemand, der sie nicht geschmeckt hat, weiß, was Macht wirklich bedeutet. Aber ich werde sie haben.“

„Macht über die ganze Welt?“

Jeffrey lachte. „Natürlich nicht. Das kann keiner. Es gab immer schon ein paar Verrückte, die das versucht haben, aber dieses Ziel ist unerreichbar. Aber es reicht, wenn man die richtigen Leute beherrscht. Eine kleine Investition hier, ein paar nette Worte da...“ Er brach ab, sah Carol entschuldigend an und stand auf. „Entschuldige. Ich langweile dich sicher mit meinem Gerede. Möchtest du Musik hören?“

„Gern!“

Er eilte erneut zur Bar, schaltete die Stereoanlage ein. Zärtliche Geigenmusik durchflutete bald darauf den Raum.

„Jetzt kommt die große Verführungsszene,“ grinste er, als er zurückkam. Dann wurde er übergangslos ernst. „Sag mal—gibt es jemanden, der dich vermißt?“

Carol schüttelte den Kopf. „Höchstens mein Abteilungsleiter, wenn ich am Montag nicht erscheine, aber...“

Jeffrey unterbrach sie mit einer abfälligen Geste. „Keine Mutter oder Tante oder—Freund?“

„Ich lebe allein. Aber was soll dieses Verhör?“

„Oh, ganz einfach. Wir sprachen vorhin über die Rechnung. Nun, jetzt präsentiere ich sie dir. Du wirst das gesamte Wochenende mit mir verbringen. Morgen machen wir eine Partie ins Grüne, am Abend gehen wir bummeln—mal sehen. Einverstanden?“

„Ich—denke schon,“ antwortete Carol unsicher.

Jeffrey stand auf. „Na, dann ist ja alles klar. Ich bin müde—gehen wir schlafen. Das Gästezimmer ist dort drüben.“ Er trug ihre Gläser zur Bar zurück, zeigte ihr das Bad und die Küche und ging anschließend in sein Schlafzimmer. „Wenn du es

wagst, mich vor zehn Uhr zu wecken, wirst du massakriert,“ rief er durch die geschlossene Tür.

Der verwunderte, ungläubige Ausdruck auf Carols Gesicht entging ihm. Aber er hätte dafür auch keinen Sinn gehabt. Er warf sich aufs Bett, vergrub das Gesicht in den Kissen und versuchte verzweifelt, die Tränen zurückzuhalten.

Der Schattenreiter jagte sein Pferd unbarmherzig die Stufen empor. Das Tier scheute und bockte, aber der Unheimliche trieb ihm gnadenlos die Fersen in die Flanken und trieb es weiter. Unter den Hufen des Tieres zerriß der teure Teppich, und eine dünne, unregelmäßige Spur winziger Blutströpfchen markierte den Weg, den Pferd und Reiter genommen hatten.

Schließlich erreichten sie die vierte Etage, jagten donnernd durch den schmalen Korridor und hielten vor der letzten Tür an. Der Reiter schwang sich aus dem Sattel, zog seinen Krummsäbel aus dem Gürtel und schlug auf die Tür ein. Sie zerbarst bereits unter dem ersten Hieb.

Von drinnen erscholl ein entsetzter, irrer Aufschrei, dem das Klirren von Glas und hastigen Schritten folgten. Langsam, die Hand mit der Waffe lose an der Seite pendelnd, ging der Schattenreiter in das Apartment.

Paul Pendrose hatte sich hinter der Bar verschanzt und zielte mit einer altmodischen, einschüssigen Waffe auf die Tür.

„Komm nicht näher!“ kreischte er. In seinen Augen flackerte Wahnsinn, und von seiner Unterlippe troff der Speichel. „Ich drücke ab!“

Der Dämon blieb stehen. „Versuche es doch! Glaubst du wirklich, daß du mich mit einer menschlichen Waffe verletzen kannst?“ Er ging langsam auf Paul zu. „Du weißt, warum ich gekommen bin,“ sagte er. „Die Zeit ist fast um. Ich verlange meinen Preis.“

„Die Zeit ist nicht um!“ kreischte Paul. Seine Hand zitterte so stark, daß er Mühe hatte, die Mündung des Vorderladers weiter auf den Eindringling gerichtet zu halten. „Ich habe noch drei Tage. Du brichst unser Abkommen.“

Der Schattenreiter schüttelte unmerklich den Kopf. „Ich bin gekommen, um dich zu töten, Paul,“ sagte er leise. „Du würdest mir nie dienen. Du wärst nie bereit, mir die verlangten Opfer zu bringen. Ich wußte es von Anfang an. Nur einer von euch würde stark genug sein, den Pakt zu halten. Aber du bist nicht dieser eine.“

„Jeffrey wird sich dir auch widersetzen!“ wimmerte Paul. „Er ist kein Mörder, genauso wenig wie ich.“

„Und doch zielst du mit einer Waffe auf mich und bist bereit, mich umzubringen,“ sagte der Dämon. „Ist das etwas Anderes? Ist das kein Mord?“

„Nein! Das ist...“ Paul verfiel in ein hohes, spitzes Wimmern. „Geh weg,“ stöhnte er. „Verschwinde, du Monstrum. Die Pistole ist mit einer Silberkugel geladen. Gegen bist nicht einmal du gefeit.“

„Bist du sicher?“ Die Gestalt des Schattenreiters wurde zu einem fließenden, verwischten Schatten, ein blitzschnelles Huschen, dem das menschliche Auge nicht mehr folgen konnte. „Du bist also entschlossen, um dein Leben zu kämpfen,“ lachte er. „Du hast mehr Mut, als ich dachte. Na gut—versuche es!“

Paul duckte sich, feuerte die Pistole ab und ließ sich gleichzeitig hinter die Bar fallen. Als er wieder hochkam, umklammerte er mit beiden Händen ein zweischneidiges, silbernes Schwert.

Die Kugel hatte ein großes Stück der Holzvertäfelung hinter dem Schattenreiter geschlagen und die Wand dahinter geschwärzt, aber der Dämon selbst schien unverletzt.

„Silber,“ kicherte Paul. „Das Schwert ist aus Silber. Komm schon.“

Der Schattenreiter griff an. Sein Krummsäbel traf Pauls Waffe mit vernichtender Wucht und ließ ihn zurücktaumeln. Sein linker Arm hing nutzlos und gelähmt herunter, so daß er die schwere Waffe jetzt mit einer Hand halten mußte. Aber er gab noch nicht auf. In einem, verzweifelten Angriff warf er sich nach vorne, tauchte unter dem niedersausenden Säbel des Schattenreiters weg und schlug gleichzeitig nach dessen Beinen.

Die Waffe drang durch die nebelartige Substanz, ohne auch nur den geringsten Schaden anzurichten, und Paul wurde vom Schwung seines eigenen Schlages nach vorne gerissen und zu Boden geschleudert.

Der Dämon lachte. „Silber! Von Menschen bearbeitetes Metall! Nichts, was Menschenhand schuf, kann mich verletzen. Nichts, Paul. Und nun komm—wehr dich. Wenn du es schaffst, mir länger als fünf Minuten zu widerstehen, schenke ich dir dein Leben.“

Der Unheimliche trat zurück und wartete, bis Paul mühsam auf die Beine gekommen war. Dann hob er seinen Säbel und drang erneut auf den Menschen ein.

Paul wurde von der Wucht des Angriffes quer durch den Raum geschleudert. Der Schattenreiter setzte sofort nach, aber es gelang Paul immer wieder, seine Klinge zwischen sich und den niedersausenden Krummsäbel zu bringen. Die Schläge, die der Unheimliche ausführte, waren von übermenschlicher Kraft. Pauls Arm begann bereits nach wenigen Augenblicken unerträglich zu schmerzen, und es schien ihm von Augenblick zu Augenblick schwerer zu fallen, die schwere, silberne Waffe zu halten.

Er begriff, daß der Dämon nur mit ihm spielte. Wenn er gewollt hätte, hätte er ihn bereits mit dem ersten Hieb töten können, aber es schien ihm Freude zu bereiten, sein hilfloses Opfer vor sich herzutreiben und ihm das Gefühl zu geben, eine Chance zu haben.

Schließlich legte Paul alle Kraft in einen letzten Schlag und hieb nach dem Schwertgriff des Unheimlichen. Er hatte das Gefühl, vor eine Betonwand geschlagen zu haben. Der Schmerz schoß wie glühende Lava bis in seinen Rücken hinunter, und seine Hände waren plötzlich taub und unfähig, das Schwert zu halten. Die Waffe fiel polternd zu Boden.

Aber auch der Schattenreiter war entwaffnet. Pauls letzter Hieb hatte ihm die Waffe aus der Hand geprellt, so daß sich die beiden Kontrahenten jetzt waffenlos gegenüberstanden.

„Bravo,“ sagte der Schattenreiter leise. „Für einen Menschen hast du sehr gut gekämpft. Aber jetzt hat der Spaß ein Ende. Stirb!“

Seine Hände fuhren vor, legten sich um Pauls Hals und drückten zu.

Paul starb in dem Bewußtsein, daß auch der Dämon nicht unbesiegbar war.

Sie sahen schon von Weitem, daß irgendetwas nicht stimmte. Vor dem Haus parkte ein halbes Dutzend Streifenwagen mit rotierenden Blaulichtern, ein Krankenwagen kam ihnen mit heulender Sirene entgegen, und eine dichte Menschentraube umgab das Grundstück und schmiegte sich eng an die Absperrkette, die die Polizeibeamten vorsorglich gebildet hatten.

Janice lenkte den Maserati an den linken Straßenrand und drehte den Zündschlüssel herum. „Da ist irgendetwas passiert,“ sagte sie überflüssigerweise. „Das war doch das Haus, oder?“

Raven nickte wortlos. Das friedliche Bild, das die Häuserzeile und die ruhige, abseits gelegene Straße noch vor zwei Stunden geboten hatte, hatte sich drastisch verändert. „Hoffentlich ist Pendrose nichts zugestoßen,“ murmelte er halblaut.

Er ordnete automatisch seinen Anzug und stieg aus.

„Ich gehe nachsehen,“ sagte er. „Wenn ich in einer halben Stunde nicht zurück bin, kommst du mir nach.“

Er ging ein paar Schritte in Richtung auf das Apartmenthaus, stockte und kam noch einmal zurück.

„Die lasse ich besser hier.“ Er griff in seine Jackentasche, zog seine Pistole hervor und gab sie Janice. „Paß gut drauf auf.“

Es erwies sich als kleines Kunststück, bis zum Haus vorzudringen. Die Menschen bildeten eine dichte, fast undurchdringliche Mauer rings um das Grundstück. Raven boxte sich mit mehr oder weniger sanfter Gewalt durch die Menge, bis er schließlich die Kette der Polizisten erreicht hatte.

„Ich muß da rein,“ sagte er zu einem der Beamten.

Der Mann grinste humorlos. „Das wollen alle,“ sagte er mit einer Kopfbewegung auf die Menge hinter Raven.

„Hören Sie, ich mache keine Scherze. Ich muß zu meinem Klienten, Mr. Pendrose. Er wohnt in diesem Gebäude. Wenn Sie mir nicht glauben, fragen Sie doch den Wächter. Ich war vor zwei Stunden schon einmal hier.“

Der Mann überlegte, sagte dann etwas zu seinem Nebenmann und forderte Raven schließlich mit einer knappen Geste auf, ihm zu folgen. „Ich bringe Sie zum Inspektor. Vielleicht kann der Ihnen weiterhelfen.“

„Was ist denn eigentlich passiert?“ fragte Raven.

Der Polizist antwortete nicht. Aber das war auch gar nicht nötig. Sie betraten die Halle, und Raven sog unwillkürlich die Luft ein, als er das grausige Bild sah. Der Raum sah aus, als wäre Dschingis Khan mit seinen Horden hindurchgezogen. Pflanzkübel und Möbel waren umgeworfen worden, die Wände ringsum geschwärzt wie von ungeheurer Hitze. Überall lagen Trümmer und zerborstene Überreste der ehemaligen Einrichtung. Und zwischen den Trümmern drei längliche, in weiße Tücher gehüllte Körper.

Raven schluckte. Man mußte nicht unbedingt Privatdetektiv sein, um sich vorstellen zu können, was sich unter den Tüchern befand.

„Warten Sie hier,“ sagte der Polizist, der ihn hinein begleitet hatte. „Ich hole Inspektor Card.“

Raven wartete geduldig, während sich der Beamte entfernte und zu einer Gruppe eifrig diskutierender Männer in Zivil hinüberging. Seine Besorgnis wuchs mit jeder Sekunde. Er konnte sich einfach nicht vorstellen, welche Kräfte fähig waren, solch unglaubliche Zerstörungen anzurichten. Er beugte sich über die zertrüm-

merte Theke und musterte die Überreste der Computeranlage genauer. Unter der millimeterstarken Furnierschicht bestand der Aufbau aus solidem Metall. Trotzdem war die Anlage so gründlich zerstört, wie es nur ging. Raven beugte sich kopfschüttelnd über die verbogenen, zerfetzten Metallplatten, fuhr prüfend mit dem Finger über die Bruchkanten und schüttelte den Kopf.

„Erstaunlich, nicht?“ sagte eine Stimme hinter ihm.

Raven fuhr herum. Der Polizeibeamte war zurück, und in seiner Begleitung befand sich ein kleiner, glatzköpfiger Mann mit dunklen Augen und fleischigen, sich unaufhörlich bewegenden Fingern. Inspektor Card wog sicherlich mehr als zwei Zentner, aber im Gegenteil zu den meisten Dicken wirkte er ganz und gar nicht gemütlich. Der Blick, mit dem er Raven musterte, war abweisend, beinahe feindlich, und seine Stimme hätte empfindsamere Gemüter als Raven wahrscheinlich von vornherein entmutigt.

„Da scheint jemand etwas gegen Computer gehabt zu haben,“ fuhr er fort. „Wer sind Sie?“ Er trat einen Schritt zurück, vergrub die Hände in den Taschen seines zerknitterten Ledermantels und förderte eine genauso zerknitterte Zigarette zutage. „Ich muß Sie warnen, Mister“, sagte er unbeteiligt. „Ich kann Reporter nicht ausstehen, und wenn das jetzt nur ein besonders raffinierter Trick war, um hier einzudringen, machen Sie sich besser auf etwas gefaßt.“

Raven lächelte besänftigend. Jedenfalls versuchte er es. „Ich bin kein Reporter,“ sagte er. „Mein Name ist Raven,“ er zog eine Visitenkarte hervor und reichte sie Card, „und ich bin Privatdetektiv...“

„Kann ich erst recht nicht leiden,“ unterbrach ihn Card. „Wenn Sie auf einen Auftrag aus sind, kommen Sie zu spät, Mister.“

„Ich bin nicht auf einen Auftrag aus. Ich habe schon einen. Einer meiner Klienten wohnt hier in diesem Gebäude, und ich muß unbedingt zu ihm.“

Card drehte die Visitenkarte unschlüssig in der Hand. „Hat das nicht Zeit bis später? Ihr Klient wird schon noch früh genug erfahren, mit wem ihn seine Frau betrügt,“ knurrte er.

„Es geht um Leben und Tod,“ sagte Raven dramatisch. „Lassen Sie mich durch. Ich verspreche Ihnen, mich nirgendwo einzumischen und keine dummen Fragen zu stellen.“

Card runzelte die Stirn. „Wie heißt Ihr Klient?“

„Pendrose.“

„Pendrose? Paul Pendrose?“ echote Card.

„Den Vornamen weiß ich nicht. Er wohnt im vierten Stock, wenn Ihnen das was sagt.“

Card nickte. „Ich denke schon.“ Er überlegte einen Moment, musterte Raven mit undeutbarem Gesichtsausdruck und drehte sich schließlich mit einem Ruck herum. „Kommen Sie, Mr. Raven. Ich bringe Sie zu Ihrem Klienten.“

Sie gingen zum Lift.

„Es geht also um Leben und Tod, wie?“ fragte Card, als sie in der Kabine nach oben fuhren. „War das nur so dahergesagt, oder stimmt das?“

Raven zuckte mit den Achseln. „Wenn Pendrose nicht übertrieben hat, stimmt es. Er hat Angst, ermordet zu werden.“ Er lächelte unsicher. „Eigentlich dürfte ich Ihnen das gar nicht erzählen, Inspektor.“

„Berufsgeheimnis?“ Card grinste humorlos. „Schenken Sie sich den Quatsch. Wie lange kennen Sie Pendrose?“

„Seit zwei Stunden. Er rief heute Nachmittag an und bestellte mich hierher.“

„Und da kommen Sie jetzt erst?“

„Ich war schon einmal hier. Ich bin nur noch einmal rasch nach Hause gefahren, um ein paar Kleinigkeiten zu holen.“

Card schüttelte ärgerlich den Kopf. „Es ist immer dasselbe. Die Leute engagieren sich lieber irgendwelche windigen Schnüffler, ehe sie sich an die Polizei wenden. Und dann wundern sie sich, wenn etwas passiert.“

„Ist denn etwas passiert?“ fragte Raven hastig. „Mit Pendrose, meine ich?“

Card schenkte ihm einen spöttischen Blick und verzichtete auf eine Antwort.

Der Lift hielt an. Die Türhälften glitten geräuschlos auseinander, und sie betraten den Korridor.

Hier oben wimmelte es ebenfalls von Polizeibeamten. Der hintere Teil des Korridors war abgesperrt, und neben der Tür zu Pendroses Apartment hielten zwei Polizeibeamte Wache.

„Kommen Sie,“ sagte Card beiläufig.

Sie betraten das Apartment.

Raven blieb unwillkürlich stehen. Der Raum war fast noch gründlicher zerstört als die Empfangshalle unten. Möbel waren umgerissen und teilweise zertrümmert worden, überall lagen Splitter und Glasscherben. Ein paar der Cocktailkissen, die auf den Sesseln und Couches gelegen hatten, waren aufgeschlitzt worden, so daß die Federn über den ganzen Raum verstreut worden waren. Es sah aus, als hätte es geschneit.

„Was—was ist hier passiert?“ fragte Raven mühsam.

Card zuckte mit den Achseln. „Wissen wir genauso wenig wie Sie. Ein Kampf auf jeden Fall. Er muss sich wie ein Wahnsinniger gewehrt haben. Sehen Sie.“ Card wies auf ein verbranntes Loch in der Holztäfelung neben der Tür.

„Was ist das?“

Card grinste. „Wahrscheinlich ein Einschuß. Wir haben drüben bei der Bar einen Vorderlader gefunden, der vor kurzer Zeit abgefeuert wurde. Fragen Sie mich bloß nicht, warum er mit diesem Museumsstück geschossen hat. Er hatte nämlich ein ganzes Arsenal moderner Waffen. Aber die hat er nicht benutzt.“ Er drehte sich um, winkte Raven zu sich heran und deutete auf einen länglichen, in durchsichtigem Plastik verpackten Gegenstand, der auf dem Tisch lag. „Offenbar hat er damit gekämpft.“

„Ein—Schwert?“ fragte Raven ungläubig.

Card nickte. „Ja. Ich verstehe nichts von Waffen, aber so zerschrammt, wie das Ding aussieht, muß er sich mit seinem Mörder mit Schwertern geschlagen haben. Verrückt.“ Er kniff die Augen eng, trat einen Schritt zurück und musterte Raven mißtrauisch. „Aber vielleicht wissen Sie ja mehr,“ sagte er lauernd.

Raven schüttelte den Kopf. „Kaum. Ich habe höchstens zehn Minuten mit ihm gesprochen, und...“

„Sie wissen, daß Sie sich strafbar machen, wenn Sie Informationen zurückhalten,“ unterbrach ihn Card kalt.

Raven zog eine Grimasse. „Ich weiß wirklich nicht viel, Inspektor. Und das, was er mir erzählt hat... Sie würden mir kein Wort glauben.“

Card grinste humorlos. „Lassen Sie das meine Sorge sein. Also?“

Raven zögerte. „Ich glaube, er war nicht mehr ganz richtig im Kopf...“

„Das können Sie auch meine Sorge sein lassen.“ Auf Cards Gesicht erschien ein ungeduldiger Ausdruck. „Hören Sie mit dem Spielchen auf, Raven. Dafür haben wir keine Zeit. Erzählen Sie.“

„Bitte, wenn Sie darauf bestehen...“ Sie setzten sich auf zwei der wenigen nicht zerstörten Möbelstücke, und Raven erzählte dem Inspektor die ganze Geschichte. Er sah, wie das Mißtrauen im Gesicht Cards beinahe mit jedem Satz wuchs, aber zu seiner Verwunderung unterbrach ihn Card kein einziges Mal.

Als Raven mit seinem Bericht fertig war, nickte der Inspektor nachdenklich. „Das würde ganz zu dem Bild passen, das ich mir von Pendrose gemacht habe,“ murmelte er. „Die Leute hier im Haus wußten auch nicht viel über ihn, aber nach dem Wenigen, das ich in Erfahrung bringen konnte, schien er ein ziemlicher Sonderling zu sein. Schattenreiter, sagten Sie?“

Raven lächelte unglücklich. „So nannte er es.“

Card stand auf. „Kommen Sie, Raven.“

Sie verließen das Apartment und traten wieder auf den Flur hinaus. „Ich möchte Ihnen etwas zeigen,“ sagte Card, während sie in Richtung Treppenaufgang gingen. „Sehen Sie sich den Teppich an.“

Der schwere, kostbare Treppenbelag war verschmutzt und zerrissen. Eine breite, zertrampelte Spur führte von der Treppe zu Pendroses Apartment und wieder zurück.

Aber das war es nicht, was Ravens Aufmerksamkeit erregte. Inmitten der zerklüfteten, zertrampelten Spur war groß und deutlich ein einzelner blutiger Abdruck zu erkennen.

Der Abdruck eines Pferdehufes.

Die ersten Sonnenstrahlen krochen zaghaft über den Horizont und vertrieben das Grau der Dämmerung. Unten, in dem riesigen, grauschwarzen Meer der Stadt, die sich wie ein ungeheures Puzzlespiel bis zum Horizont erstreckte, erloschen die ersten Lichter. London erwachte. Eine so gigantische, komplexe Stadt wie London schlief niemals wirklich, sie verfiel höchstens in den ersten Morgenstunden in einen leichten, kurzen Schlummer, aber unter der dünnen, trügerischen Decke des Schweigens pulsierte das Leben unablässig weiter.

Jeffrey stand am Fenster, starrte auf die erwachende Stadt hinunter und versuchte, an nichts zu denken. Durch die geöffneten Lüftungsschächte unter der Decke strömte eisige, erfrischende Morgenluft herein, aber auch die Kälte vermochte den dumpfen Druck in seinem Kopf nicht zu lindern.

Jeffrey hatte in dieser Nacht kaum Schlaf gefunden. Er hatte sich unruhig auf dem Bett hin und her geworfen, die Decke angestarrt und versucht, das Chaos hinter seiner Stirn zu beruhigen. Seine Gedanken waren immer wieder zu dem schlafenden Mädchen im Gästezimmer nebenan zurückgekehrt. Jedes Mal, wenn er die Augen schloß, sah er ihr Gesicht wieder vor sich. Den glücklichen, zufriedenen Ausdruck, den Glanz kindlicher Freude in ihren Augen.

„Carol...“ Er hatte ihren Namen tausendmal hintereinander geflüstert. Aber das hatte auch nichts geholfen. Im Gegenteil—beim Klang ihres Namens stieg ein selt-

sames, warmes Gefühl in ihm auf, etwas, das er noch nie erlebt hatte und für das er keine Worte fand.

Liebe?

Wenn die Situation nicht so grausam gewesen wäre, hätte er gelacht. Er hatte sich ausgerechnet in sein Opfer verliebt.

Aber das war nicht lustig. Ganz und gar nicht.

Er wandte sich vom Fenster ab, ging mit zögernden, schleppenden Schritten durch das Zimmer und stützte sich schwer auf die Bar. Der silberne Opferdolch an der Wand schien ihn höhnisch anzugrinsen.

Langsam, wie unter einem inneren Zwang, umrundete er die Theke, nahm den Dolch von der Wand und zog ihn aus der Scheide. Die Klinge war etwa fünfzehn Zentimeter lang, rasiermesserscharf und mit komplizierten, verschlungenen Mustern versehen. Sie schien unter den schräg einfallenden Strahlen der Morgensonne geheimnisvoll aufzuleuchten, und als er die Augen schloss, glaubte er ein sanftes, drängendes Pochen zu spüren, das Pulsieren fremder, gewaltiger Kräfte und uralter Magie, die in der Waffe eingeschlossen waren.

Er drehte sich um, verließ das Wohnzimmer und schlurfte langsam zum Gästezimmer hinüber.

Carol schlief noch. Die Tür war nur angelehnt, und Jeffrey schlich auf Zehenspitzen ins Zimmer.

Sie wirkte unglaublich verloren und zerbrechlich in dem riesigen Bett. Sie lag auf der Seite, zusammengerollt wie ein kleines Kind, und die Umrisse ihres Körpers zeichneten sich deutlich unter der dünnen Decke ab.

Zögernd trat Jeffrey einen Schritt näher. Die Hand mit dem Messer hob sich langsam.

Aber er konnte es nicht tun.

Sie wird es nicht einmal spüren, wisperte eine Stimme in seinem Kopf. Ein schneller, sauberer Schnitt, und es ist vorbei. Sie wird nicht einmal aufwachen.

Aber er konnte es nicht. Seine Hand verharrte in halber Höhe, sein Arm schien plötzlich wie gelähmt, ein kraftloser, nutzloser Klumpen Fleisch, der seinen Befehlen nicht mehr gehorchte. Er konnte es nicht.

Nicht jetzt.

Die Frist war noch nicht vorbei. Er hatte noch zwei Tage. Zwei Tage, in denen er sie glücklich machen konnte.

„Raven!“ Inspektor Card sah flüchtig auf, als Raven eintrat, und bot ihm mit einer Handbewegung Platz an, ohne selbst aufzustehen. „Es freut mich, daß Sie gekommen sind,“ knurrte er, nachdem Raven sich gesetzt hatte.

Der Privatdetektiv lächelte humorlos. „Einer so freundlichen Einladung konnte ich unmöglich widerstehen,“ sagte er. Die freundliche Einladung hatte aus zwei Polizeibeamten bestanden, die ihn um sechs Uhr aus dem Bett geklingelt hatten.

Card schenkte ihm einen giftigen Blick, lehnte sich zurück und gähnte ungeniert. „Wir haben die ganze Nacht gearbeitet,“ sagte er. „Ein Teil der Geschichte, die Pendrose erzählt hat, scheint zu stimmen.“

„Ein Teil?“

Card nickte. „Er war vor zwei Jahren im Irak, und er hat einen Cousin namens Jeffrey Scott Candley—die Adresse habe ich hier—der ihn damals auf diese Reise

begleitet hat.“ Card beugte sich vor, musterte Raven aus verschlafenen, roten Augen und blinzelte. „Ein bißchen komisch ist die Sache schon, Raven. Die beiden waren damals typische arme Studenten—und heute gehören sie zu den reichsten Männern der Stadt. Oder gehörten, soweit es Pendrose angeht. Das Komische ist, daß niemand so genau weiß, woher dieser Reichtum kommt.“

„Arbeiten sie nicht?“ fragte Raven.

„Pendrose nicht. Candley hat sich in knapp zwei Jahren zum Vizepräsidenten von Benson und Benson hochgearbeitet. Aber wenn man seiner Einkommensteuererklärung glauben kann, dann arbeitet er dort nur aus Langeweile. Er hat genug Geld, um die halbe Firma zu kaufen.“

„Haben Sie ihn schon verhört?“ fragte Raven.

Card zog eine Grimasse. „Wissen Sie, wie spät es ist?“

„Seit wann stört Sie das?“ konterte Raven.

„Wenn es sich um den Vizepräsidenten von Benson und Benson handelt, stört es mich schon,“ sagte Card. „Aber wenn es Sie beruhigt, ich hatte sowieso vor, jetzt nach Hause zu fahren. Candleys Wohnung liegt fast auf dem Weg. Ich werde bei ihm vorbeischauen.“

„Darf ich mitkommen?“

Card überlegte einen Herzschlag lang. „Warum?“

Raven zuckte mit den Schultern. „Sagen wir—der Fall interessiert mich.“

„Sie haben damit nichts mehr zu schaffen,“ knurrte Card ärgerlich. „Die Angelegenheit liegt jetzt in den Händen von Scotland Yard. Und da bleibt sie auch.“

„Das soll sie auch. Nur...“ Raven zögerte. „Ich habe noch eine kleine persönliche Rechnung mit Pendroses Mörder.“

„Hm?“ Card runzelte die Stirn. „Ach so—die fünftausend Pfund.“

„Das wäre verdammt viel Geld für mich gewesen,“ nickte Raven.

„Oh, für mich auch. Aber ich bin trotzdem dagegen, daß Sie sich einmischen.“

Raven grinste. „Ach ja, Sie mögen ja keine—Schnüffler.“

„Ganz recht. Aber der Fall liegt hier etwas anders. Sehen Sie, wir haben das Haus und das Apartment gründlich durchsucht, und es haben sich eine Reihe von... hm... Absonderlichkeiten ergeben.“

„Absonderlichkeiten? Sie meinen den Pferdehufabdruck?“

„Unter anderem. Aber es scheint Pendrose oder einem der Wachleute gelungen zu sein, den Mörder zu verletzen. Wir haben Blutspuren gefunden. In der Halle, auf der Treppe, in Pendroses Apartment—überall.“

„Die können doch genauso gut von einem der Opfer stammen.“

Card stand auf, trat ans Fenster und verschränkte die Arme hinter dem Rücken.

„Können sie nicht,“ sagte er nach einiger Zeit. „Wir haben versucht, die Blutgruppe zu bestimmen.“ Er drehte sich herum, seufzte und griff nach seiner Zigarettenschachtel. „Es ging nicht. Unser Labor läuft jetzt noch Amok. Aber das Blut stammt aus keiner der bekannten menschlichen Blutgruppen. Dabei ist es Menschenblut, daran besteht kein Zweifel.“ Er ließ sein Feuerzeug aufschnappen, nahm einen gierigen Zug und starrte zu Boden. „Außerdem ist da noch die Waffe.“

„Das Schwert, mit dem Pendrose gekämpft hat?“

Card nickte. „Ja. Wir haben die Waffe analysiert—am Schaft fanden sich Metallsplitter, und dieses Zeug...“

„Was ist damit?“

Auf Cards Gesicht erschien ein gequälter Ausdruck. „Im Prinzip das Gleiche wie mit dem Blut. Es läßt sich nicht einordnen. Es ist Metall, soviel hat unser Labor herausgefunden. Aber was für ein Metall, wissen sie nicht.“

„Aber das kann doch nicht so schwer sein...“

„Augenscheinlich doch,“ knurrte Card. „Verstehen Sie jetzt, warum ich Ihnen in dieser Sache jegliche Einmischung verbieten muß? Erstens sind vier Menschen getötet worden, und zweitens handelt es sich um eine so mysteriöse Sache, daß ich am liebsten selbst die Finger davonlassen würde. Das war auch der Grund, warum ich Sie habe rufen lassen. Ich möchte Sie bitten, diesen Fall nicht weiter zu verfolgen.“

„Bitten?“ wiederholte Raven verblüfft. „Sie—bitten mich?“

Card lächelte unsicher. „Hört sich komisch an, nicht. Aber ich bin immer dafür, zuerst den leichtesten Weg zu gehen. Wenn Sie vernünftig sind und sich raushalten, passiert Ihnen nichts. Wenn Sie mir in die Quere kommen, lasse ich Sie einsperren—so einfach ist das. Aber es wäre mir lieber, wenn wir uns gütlich einigen. Ich verspreche Ihnen, daß Sie der Erste sind, den ich anrufe, wenn ich den Mörder habe.“

Raven antwortete nicht sofort. Cards Worte klangen ehrlich, und er hatte keinen Grund, dem Inspektor nicht zu glauben.

„Was ist mit Candley?“ fragte er schließlich. „Vorausgesetzt, Pendrose hat die Wahrheit gesagt—jedenfalls in gewisser Hinsicht—dann schwebt sein Cousin ebenfalls in Lebensgefahr.“

Card nickte. „Ich weiß. Aber wir werden uns um ihn kümmern. Also? Was ist nun? Spielen Sie mit?“

Raven zuckte mit den Schultern und stand auf. „Lassen Sie mir ein paar Stunden Zeit zum Überlegen,“ bat er.

Cards Gesichtsausdruck verfinsterte sich. „Sie wollen also nicht,“ sagte er leise. „Das ist schade. Sehr schade.“

„Ich habe nicht gesagt, daß ich mich einmischen will. Ich...“

„Doch,“ unterbrach ihn Card ruhig, „das haben Sie. Ich kenne Typen wie Sie, Raven. Sie geben nicht eher Ruhe, bis sie irgendetwas ausgeschnüffelt haben. Und es ist Ihnen ganz egal, wie viel Porzellan Sie bei Ihren Nachforschungen zerschlagen. Sie können gehen, Mr. Raven. Und beten Sie zu Gott, daß wir uns nicht noch einmal sehen. Ich glaube kaum, daß unsere Unterhaltung dann noch so angenehm für Sie verlaufen wird.“

Raven fuhr nicht sofort nach Hause. Er hatte Candleys Adresse auf dem Notizblock vor Card gelesen, und sein erster Gedanke war gewesen, sofort dorthin zu fahren. Aber er zweifelte nicht daran, daß Card jeden seiner Schritte überwachen ließ. Er hatte sich am vorangegangenen Abend noch ein wenig umgehört und einiges über den Inspektor in Erfahrung gebracht. Card war alles andere als ein gemütlicher Mensch, im Gegenteil. Seine Abteilung war die mit Abstand erfolgreichste im ganzen Yard, aber Card verschleiß Mitarbeiter wie andere Socken, und die Essenz dessen, was Raven erfahren hatte, war schlicht und einfach die, daß der Inspektor ein Ekel war. Man hatte ihm noch nie eine Unkorrektheit nachweisen können, aber er zog unbarmherzig alle Register, wenn es darum ging, unlieb-

same Schnüffler auszuschalten—ganz egal, ob es sich nun um Privatdetektive, Reporter oder sonst wen handelte.

Raven mußte also vorsichtig sein. Es war niemandem damit gedient, wenn er die nächsten Tage im Gefängnis verbrachte. Im Gegenteil—er mußte unter allen Umständen beweglich bleiben.

Und er mußte Candley beobachten. Im Gegensatz zu Card glaubte er nämlich die Geschichte, die Pendrose erzählt hatte. Natürlich fand er sich nicht mit der Existenz von Geistern und Dämonen ab, aber er wußte, daß gerade im Orient der Gebrauch von Drogen und Halluzinogenen weit verbreitet war. Es war gut möglich, daß die beiden jungen Männer damals Opfer eines gut inszenierten Schauspiels geworden waren. Und schließlich hatte der Schattenreiter—wer immer sich auch hinter dieser Maskerade verbarg—bereits einen Teil seiner Drohung wahr gemacht. Pendrose war tot, und es bestand kein logischer Grund, anzunehmen, daß der Mörder nicht ein zweites Mal zuschlagen sollte.

Oder, fügte Raven in Gedanken hinzu, daß Candley durch den Mord an seinem Cousin dermaßen eingeschüchtert war, daß er seinerseits zum Mörder wurde.

Der Gedanke an einen zweiten Jack the Ripper, der nachts durch die Londoner Straßen schlich und Menschen hinrichtete, ließ Raven schaudern.

Er fuhr eine Weile ziellos durch die Stadt, ehe er schließlich die Universitätsbibliothek ansteuerte.

Wenn er einen Gegner bekämpfen wollte, mußte er ihn vorher kennen.

Er parkte den Wagen in der Tiefgarage, stieg aus und ging in die Bibliotheksräume hinauf. Er wußte selbst nicht genau, was er suchte, und die schier unüberschaubare Anzahl der Bücher über Magie und Hexenkunst, die er vorfand, deprimierte ihn zusätzlich. Aber er hatte Anhaltspunkte, wenn auch nicht viele.

Er wählte aus der Liste der entsprechenden Bände gut zwei Dutzend aus und saß schließlich ziemlich mutlos vor einem riesigen Berg uralter Folianten, die—um das Maß voll zu machen—zum Teil noch in einem alten, beinahe unverständlichen Englisch abgefaßt waren. Schließlich zuckte er fatalistisch mit den Schultern, lockerte seine Krawatte und machte sich an die Arbeit.

Es dauerte Stunden, bis er die erste Spur fand. Gerade über die Gegend, in der Paul und Jeffrey damals gewesen waren, gab es buchstäblich Hunderte von Sagen und Legenden, und in den meisten spielten Reiter eine entscheidende Rolle. Raven begriff nach und nach, wie kompliziert die Materie war, mit der er sich vertraut machen mußte. Aber er gab nicht auf. Es mußte irgendwo einen Hinweis geben, irgendeine Sage oder Legende, die sich mit dem Schattenreiter befaßte.

Und schließlich fand er, wonach er gesucht hatte.

Der Alte vom Berg.

Der Assassine.

Es gab eine Legende, wonach in den unwegsamen Bergen am Chad-el-arab ein alter Magier sein Unwesen trieb, ein uralter, von bösen Mächten besessener Mann, dessen Leben nie endete, so lange ihm Menschenopfer gebracht wurden.

Der Assassine. Wörtlich übersetzt bedeutete dieses Wort Mörder. Und seine Schergen waren dunkle, schattenhafte Reiter, die das Land früher mit Mord und Terror überzogen hatten, bis—der Sage nach—ein Prinz aus dem Norden gekommen war, der die dunklen Horden vernichtet und den Alten in sein Versteck in die Berge zurückgetrieben hatte.

Vierundzwanzig Stunden früher hätte Raven noch über diese Geschichte gelacht. Aber mittlerweile war viel geschehen, und Raven hatte Dinge erlebt, die mit menschlicher Logik nicht zu erklären waren.

Seine Augen waren gerötet und brannten, als er die Bücher zurückgab und die Bibliothek verließ. Er war jetzt sicher, dass Pendrose die Wahrheit gesagt hatte.

Und er wußte, daß sich der Schattenreiter sein nächstes Opfer holen würde, wenn er es nicht verhinderte.

Er wußte nur noch nicht, wie er—Raven—das bewerkstelligen sollte...

Jeffrey starrte die geschlossenen Lifttüren noch lange an, nachdem die Polizisten wieder gegangen waren.

Paul war tot.

Er hatte die Fragen der Beamten genau und gewissenhaft beantwortet, aber er konnte sich beim besten Willen nicht mehr daran erinnern, was er gesagt hatte. Er wußte nicht einmal mehr den Namen des Inspektors. Er hatte die Antworten wie in Trance gegeben, wie ein Automat, der auf Knopfdruck reagierte, aber seine Gedanken waren immer wieder um diese drei Worte gekreist.

Paul war tot.

Tot!

Der Schattenreiter hatte sein erstes Opfer gefunden.

Jeffreys Hoffnungen, doch noch eine Lösung zu finden, den Teufelskreis, in dem er gefangen war, irgendwie zu durchbrechen, waren wie Glas zersprungen. Das Grauen hatte ihn endgültig eingeholt. Er hatte sich mit Mächten eingelassen, die für den Menschen verboten waren, und nun mußte er den Preis dafür bezahlen.

Der Inspektor hatte gesagt, daß er noch keine Spur des Mörders hatte, aber Jeffrey wußte nur zu genau, wer seinen Cousin getötet hatte.

Der Schattenreiter. Es war eine Warnung gewesen, eine unmißverständliche Drohung, die ihm, Jeffrey, galt. Der Dämon spaßte nicht, und das, was Paul passiert war, würde auch ihm—Jeffrey—zustoßen, wenn er nicht bereit war, seinen Teil der Abmachung zu erfüllen.

Sein Blick wanderte wieder zu dem Dolch, der harmlos und schön über der Bar hing, dann zur Tür des Gästezimmers, in dem Carol immer noch schlief.

Es wurde Zeit, daß er sie weckte.

Mit steifen, hölzernen Bewegungen ging er zum Gästezimmer hinüber und öffnete die Tür.

Sie war wach.

Sie saß angezogen auf der Bettkante, und in ihren weit aufgerissenen Augen stand ein seltsamer Ausdruck. Trauer? Mitleid?

„Du—hast alles gehört?“ fragte er. Sie nickte. „Ja. Es—es tut mir Leid um deinen Cousin.“

„Er war mehr als nur mein Cousin,“ antwortete Jeffrey leise. „Wir waren Freunde. Gute Freunde, weißt du.“

Sie stand auf, kam mit ein paar Schritten um das Bett herum und schmiegte sich eng an ihn. Er spürte die Wärme ihres Körpers, den sanften Duft ihrer Haare. Es tat gut, zu wissen, daß es einen Menschen gab, der mit ihm litt.

„Wenn du lieber allein sein willst, gehe ich jetzt,“ flüsterte Carol.

„Nein. Ich—bleib ruhig. Ich bin froh, wenn jemand da ist.“ Er schob sie ein Stück von sich und versuchte, zu lächeln. „Unser gemeinsames Wochenende fällt wohl leider ins Wasser,“ sagte er dumpf. „Ich muß mich zur Verfügung halten, hat dieser Inspektor gesagt.“

„Warum?“

Jeffrey zuckte mit den Achseln. „Keine Ahnung. Vielleicht brauchen sie noch weitere Informationen.“

„Sie haben Angst, daß dir auch etwas passiert, nicht?“

Er zuckte erneut mit den Schultern. „Vielleicht. Du weißt ja, wie diese Polizisten sind: Sie wittern an jeder Ecke Verschwörung und Verrat. Aber mir passiert nichts. Ich habe keine Feinde.“

„Hatte Paul welche?“

„Scheinbar.“ Er ließ sie los, drehte sich um und ging ins Wohnzimmer. „Ich brauche jetzt etwas zu trinken.“

„Er hatte einen Privatdetektiv engagiert, nicht?“ fragte Carol.

Jeffrey nickte.

„Vielleicht solltest du den einmal aufsuchen. Paul hat ihm sicher erzählt, wovor er sich fürchtete, und...“ Sie verstummte, als sie seinen Gesichtsausdruck sah. „Du—du weißt, wovor er Angst gehabt hat, nicht wahr?“

Jeffrey antwortete nicht sofort. „Du bist wirklich eine gute Beobachterin,“ sagte er nach einer Weile.

„Du weißt auch, wer ihn ermordet hat, nicht?“ fuhr Carol mit zitternder Stimme fort. „Jeff—sag mir die Wahrheit: Bist du auch in Gefahr?“

„Nein. Ich weiß, was Paul zugestoßen ist, aber mir wird nichts passieren.“

„Warum sagst du es dann nicht der Polizei?“

Jeffrey lachte. „Der Polizei? Es gibt Dinge, bei denen einem die Polizei nicht helfen kann,“ sagte er leise. „Aber mach dir keine Sorgen. Wir sind hier in Sicherheit. Mir wird nichts geschehen. Ich werde nicht den gleichen Fehler begehen wie Paul. Er ist an seinem Schicksal selbst schuld.“

„Das hört sich—grausam an,“ sagte Carol stockend.

„Es ist grausam,“ nickte Jeffrey. Er leerte sein Glas mit einem Zug, goß sich ein neues ein und trank diesmal langsamer. „Ich möchte jetzt nicht davon reden, Carol. Vielleicht erzähle ich es dir später einmal. Jetzt nicht, bitte.“

Sie nickte. „Natürlich.“

„Ich bin hungrig,“ sagte Jeffrey plötzlich. „Sei ein Schatz und hol aus dem Restaurant im Erdgeschoß eine Kleinigkeit für uns, ja?“

Sie zögerte, nickte schließlich und ging zum Lift. Die Türhälften glitten geräuschlos hinter ihr zu, und das grüne Licht neben der Kabine erlosch.

Jeffrey war allein.

Allein! Er begriff plötzlich, was das Wort bedeutete. In den zwei Jahren, in denen er kometenhaft Karriere gemacht hatte, war er immer allein gewesen. Es hatte eigentlich nie einen Menschen gegeben, mit dem ihn wirklich etwas verbunden hatte. Er hatte von Anfang an nur zwei Sorten von Menschen gekannt: Vorgesetzte und Untergebene. Die Vorgesetzten waren weniger geworden, je steiler sein Aufstieg wurde, und für eine kurze Zeit hatte er wirklich geglaubt, daß Reichtum und Macht alles war, was ein Mann brauchte.

Aber das stimmte nicht.

Paul war der einzige Mensch gewesen, der ihm etwas bedeutet hatte. Aber auch das hatte er erst jetzt begriffen, da es zu spät war. Paul—und Carol.

Er begriff plötzlich, daß er dieses Mädchen liebte. Pauls Tod hatte eine schmerzliche Lücke in seinem Leben hinterlassen, aber die Wunde, die Carol hinterlassen würde, würde ungleich größer sein.

Er konnte sie nicht töten.

Und er würde nicht zulassen, daß ihr irgendjemand etwas antat.

Er drehte sich langsam um, ging zurück ins Wohnzimmer und steuerte die Bar an. Dabei fiel sein Blick zufällig auf den Zeremoniendolch des Schattenreiters.

Er erstarrte.

Die Waffe glühte in einem seltsamen kalten Licht. Ihre Umrisse schienen zu verschwimmen, faserten immer wieder auseinander und hielten scheinbar nur mit Mühe die Form. Gleichzeitig schien es, als würde das Licht im Raum schwächer, fast, als gäbe es da irgendwo eine böartige, fremde Kraft, die die hellen Strahlen der Sonne nach außen drängte, um Platz für das höllische Leuchten der Waffe zu schaffen.

Jeffrey stöhnte. Er spürte, wie seine Knie zu zittern begannen und ihm kalter Schweiß auf die Stirn trat. Langsam, wie in einer Zeitlupenaufnahme, begann sich unter dem Dolch ein gewaltiger dunkler Umriß zu bilden.

Der Schattenreiter!

Jeffrey wich mit einem unterdrückten Aufschrei zurück, bis er gegen die Wand stieß. Sein Herz begann zu hämmern, und aus seiner Kehle drangen unartikulierte, gequälte Laute.

Der Reiter nahm endgültig Gestalt an. Er hatte die Kapuze zurückgeschlagen, so daß Jeffrey zum ersten Mal sein Gesicht sehen konnte. Es war eine teuflische, verzerrte Visage, in der kaum etwas Menschliches war. Der Mund war wie eine dünne, schwärende Narbe in der ledrigen Haut, die Nase bestand offensichtlich nur aus zwei ausgefransten Löchern, und die Augen waren tiefe, bodenlose Abgründe, in denen das Feuer der Hölle zu lodern schien.

„Was—willst du von mir?“ stöhnte Jeffrey.

„Mein Opfer.“

„Ich—ich habe noch Zeit,“ ächzte Jeffrey. „Es sind noch zwei Tage.“

Der Dämon nickte. „Das stimmt. Ich habe das Opfer gesehen, das du für mich ausgesucht hast. Du hast einen guten Geschmack—sie gefällt mir.“

„Nein!“ Jeffreys Stimme wurde zu einem entsetzten, kaum verständlichen Krächzen. „Nicht sie! Nicht Carol! Ich—ich suche ein neues Opfer. Ich habe ja noch Zeit, und...“

„Schweig!“ donnerte der Schattenreiter. „Du hast sie ausgewählt, und ich will sie haben. Keine Andere!“ Er brach ab, legte den Kopf in den Nacken und lachte dröhnend. „Aber ich will dich nicht drängen. Du hast noch Zeit—amüsier dich ruhig mit ihr, bevor du sie mir übergibst. An ihrem Körper liegt mir nichts. Aber versuche nicht, mich zu betrügen. Denke daran, was Paul geschehen ist. Sein Schicksal wird auch deines sein, wenn auch du versuchen solltest, mich zu betrügen.“ Auf seinen Zügen erschien ein lauernder, nachdenklicher Ausdruck. „Es kommt jemand.“

„Carol! Ich...“

„Nein, nicht Carol. Der Detektiv, den Paul Pendrose engagiert hatte. Du wirst ihn beruhigen, Jeffrey. Du wirst ihn überzeugen, daß dein Cousin nicht mehr normal war. Er weiß schon zu viel. Schick ihn fort!“

Die Gestalt verschwamm, löste sich auf. Gleichzeitig erlosch das unheimliche Leuchten des Dolches. Nichts deutete mehr auf die Anwesenheit des Unheimlichen hin.

Und trotzdem spürte Jeffrey seine Anwesenheit mit dem gleichen geheimnisvollen Instinkt, mit dem ein Blinder spürt, daß er nicht allein im Zimmer ist.

Die Liftglocke riß ihn aus seinen Gedanken. Er eilte durch die Diele, löste mit einem Knopfdruck die Sperre, die verhindern sollte, daß ungebetene Gäste mit dem Aufzug bis ins Penthouse hinaufkamen, und wartete ungeduldig, bis die Kabine anhielt.

Ein hoch gewachsener, schlanker Mann trat ihm entgegen.

„Mr. Candley?“

Jeffrey nickte. Er hatte Mühe, seine Erregung zu verbergen.

„Mein Name ist Raven,“ stellte sich der Besucher vor. „Ich bin Privatdetektiv und...“

Jeffrey unterbrach ihn mit einem unwilligen Kopfschütteln. „Ich weiß, Mr. Raven. Die Polizei war vor einer halben Stunde hier. Man hat mir von Ihnen erzählt. Was wollen Sie?“

Raven runzelte die Stirn. „Nun—ich dachte, Sie könnten mir vielleicht noch ein paar Informationen verschaffen. Sehen Sie, Ihr Cousin wurde ermordet und...“

„Auch das weiß ich,“ schnappte Jeffrey wütend. „Sagen Sie endlich, was Sie von mir wollen, und dann verschwinden Sie. Ich habe jetzt wirklich keine Lust, mich zu unterhalten!“

„Ihr Cousin war mein Klient,“ sagte Raven kalt. „Und ich habe etwas dagegen, wenn man Leute umbringt, die mich engagieren, um sie zu beschützen.“

„Deswegen hat er sie angestellt?“ fragte Jeffrey. Er funkelte Raven wütend an. „Wenn das Ergebnis Ihrer Arbeit immer so aussieht, sollten Sie sich einen neuen Job suchen, Mr. Raven.“

„Es sieht nicht immer so aus,“ zischte Raven, und Jeffrey konnte jetzt deutlich spüren, wie schwer es ihm fiel, sich zu beherrschen. „Und ich bin hier, weil ich seinen Mörder stellen will. Ich weiß, wer ihn umgebracht hat, und ich werde dafür sorgen, daß der Mord nicht ungesühnt bleibt.“

„So, Sie wissen, wer ihn umgebracht hat,“ wiederholte Jeffrey höhnisch. „Warum sagen Sie es dann nicht der Polizei.“

„Das habe ich getan,“ entgegnete Raven. „Aber die glauben nicht daran. Ich denke, es gibt nur zwei Menschen in London, die an den Schattenreiter glauben. Sie und mich.“

Jeffrey erbleichte. „Was—haben Sie gesagt?“

Raven grinste. „Ins Schwarze getroffen, denke ich. Sie wissen, wer Ihren Cousin auf dem Gewissen hat, nicht wahr? Und Sie haben Angst vor dem Schattenreiter, genau solche irrsinnige Angst wie Ihr Cousin.“

„Sie—Sie reden Blödsinn,“ sagte Jeffrey mit schwankender Stimme. „Ich weiß nicht, was Paul Ihnen für Märchen erzählt hat...“

„Die Wahrheit.“

„Wahrheit—Quatsch! Mein Cousin war nicht mehr ganz richtig im Kopf. Er hat den Leuten den haarsträubendsten Blödsinn erzählt. Schattenreiter! Glauben Sie wirklich an dieses Ammenmärchen?“

„Immerhin hat dieses Ammenmärchen vier Menschen umgebracht. Und es würde mich nicht wundern, wenn Sie der fünfte sind,“ konterte Raven.

„Sie sind verrückt!“ schrie Jeffrey plötzlich. „Es gibt hier keine Gespenster! Und erst recht keine Schattenreiter oder wie immer Sie es nennen! Paul wurde Opfer eines ganz gewöhnlichen Mordes, und die Polizei wird den Täter über kurz oder lang fassen.“

„Sind Sie sicher?“ fragte Raven ruhig. „Oder sagen Sie das nur, um mich loszuwerden?“ Er trat einen Schritt näher, sah Jeffrey nachdenklich in die Augen und fuhr fort: „Ich weiß, daß Sie Angst haben, Mr. Candley. Aber es gibt eine Möglichkeit, um den Schattenreiter zu besiegen.“

„Sie—Sie sind total übergeschnappt!“ kreischte Jeffrey. „Verschwinden Sie! Gehen Sie, bevor ich die Polizei rufe!“

„Mr. Candley!“ Ravens Stimme nahm einen eindringlichen, fast flehenden Ton an. „Der Schattenreiter ist nicht unverwundbar. Ihr Cousin hat es geschafft, ihn zu verletzen. Er ist sterblich, genau wie Sie und ich. Wenn Sie mir vertrauen, wenn wir zusammenarbeiten, finden wir eine Möglichkeit. Es ist nicht nötig, daß Sie sterben.“ Er brach ab, atmete tief ein und fügte etwas leiser hinzu: „Oder daß Sie zum Mörder werden.“

Jeffrey erstarrte. Was wußte dieser Mann noch? Was hatte Paul ihm noch alles erzählt? Für einen winzigen Augenblick spielte Jeffrey mit dem Gedanken, ihm alles anzuvertrauen, aber er wußte, daß das unmöglich war. Der Unheimliche war hier, stand vielleicht direkt hinter ihm. Er würde jedes Wort hören. Und beim geringsten Verdacht eines Verrats würde er ihn umbringen.

Genau wie er Paul umgebracht hatte.

„Bitte, Mr. Raven, lassen Sie mich zufrieden. Mein Cousin war nicht normal. Ich weiß nicht, was er Ihnen erzählt hat, aber er wurde ganz bestimmt nicht von einem Gespenst ermordet. Und ich glaube, es ist besser, wenn Sie die ganze Sache so schnell wie möglich vergessen und sich einem neuen Klienten zuwenden.“ Er ging zur Garderobe hinüber und nahm sein Scheckbuch aus der Jacke. „Paul hatte Ihnen fünftausend Pfund versprochen, wie mir die Polizei mitteilte. Ich zahle Ihnen fünfhundert für Ihre Auslagen. Sind Sie einverstanden?“

Raven sah ihn kalt an. „Ich bin nicht käuflich, Mr. Candley.“ Er nahm den Scheck, faltete ihn achtlos zusammen und riß ihn entzwei. „Es geht mir bestimmt nicht ums Geld. Aber Ihr Cousin wurde ermordet, und ich möchte verhindern, daß noch mehr Unheil geschieht.“

Jeffrey sah den Detektiv abfällig an. „Eine große Geste, Mr. Raven. Ich bezweifle nur, daß Sie sie sich leisten können.“ Er zuckte mit den Schultern. „Ich habe es versucht. Und jetzt gehen Sie bitte.“

Der Gong neben der Fahrstuhltür schlug an. Carol, die mit dem Essen zurückkam.

„Ich erwarte noch Besuch, Mr. Raven,“ sagte Jeffrey kalt. „Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mich jetzt allein lassen würden.“ Er wies mit einer einladenden Geste auf die offen stehende Liftkabine.

Raven zögerte noch einen Moment, aber schließlich schien er einzusehen, daß er bei Candley nicht weiterkam.

„Sie brauchen sich wirklich keine Sorgen um mich zu machen,“ sagte Jeffrey zum Abschied. „Ich bin kein solcher Narr wie Paul. Mir wird nichts geschehen.“

Er wartete ungeduldig, bis die Türhälften zuglitten, ehe er aufatmend zurücktrat und die Augen schloß. Das war verdammt knapp gewesen. Dieser Raven wußte entschieden mehr, als zu verantworten war.

„Das hast du gut gemacht,“ grollte eine Stimme hinter ihm.

Jeffrey drehte sich langsam um. Der Schattenreiter war wieder erschienen. Seine gigantische, halb durchsichtige Gestalt wogte wie Nebel vor dem Südfenster.

„Dieser Mann weiß zu viel,“ sagte Jeffrey leise. „Er kann zu einer Gefahr für uns werden. Ich muß weg. Am besten, ich verlasse London so schnell wie möglich.“

„Damit würdest du nur den Verdacht auf dich lenken,“ sagte der Dämon. „Überlaß Raven mir. Ich werde dieses Problem regeln.“

„Also, wenn du mich fragst,“ sagte Janice, „solltest du ausnahmsweise einmal darauf hören, was man dir rät, und die Finger von der Sache lassen.“ Sie nippte vorsichtig an ihrem heißen Kaffee, verzog anerkennend das Gesicht und nahm einen größeren Schluck. „Als Detektiv bist du eine Niete, aber Kaffee kochen kannst du,“ stichelte sie.

Raven bedachte sie mit einem eisigen Blick. „Ich denke ja nicht daran, die Hände in den Schoß zu legen und abzuwarten, was passiert. Ich habe einmal geglaubt, an einen Verrückten geraten zu sein. Als Ergebnis ist mein Klient tot.“

Janice verzog unwillig das Gesicht. „Du redest Blödsinn, mein Lieber. Der oder die Mörder haben es immerhin geschafft, in ein Haus einzudringen, das eine bessere Festung ist. Sie sind mit drei ausgebildeten Wachmännern fertig geworden. Glaubst du wirklich, daß du Pendrose hättest schützen können?“

Raven zuckte mit den Schultern.

„Sei froh, daß du nicht da warst,“ fuhr Janice fort. „Sonst wärst du jetzt vielleicht auch tot.“

„Möglich. Vielleicht wäre Pendrose aber auch noch am Leben.“

„Was willst du jetzt unternehmen?“

„Das weiß ich selbst noch nicht genau. Wahrscheinlich werde ich noch einmal zu Card gehen und mit ihm reden. Er ist zwar ein Widerling, aber wenn es mir gelingt, ihn zu überzeugen...“ Er brach ab, runzelte die Stirn und starrte einen Augenblick lang konzentriert zum Fenster hinüber.

„Was ist los?“ fragte Janice.

„Ich dachte, ich hätte etwas gesehen,“ murmelte Raven abwesend.

„Gesehen?“ Janices Augenbrauen rutschten ein Stück in die Höhe. „Wir sind hier in der neunten Etage, Liebling.“

„Ich weiß, aber...“ Er verstummte, stand auf und ging zum Fenster hinüber. Er war sicher, daß er eine Bewegung gesehen hatte; ein schnelles, undeutliches Huschen in den Augenwinkeln, das sofort verschwand, als er genau hinsah.

Es war nicht das erste Mal, daß er ein solches Erlebnis hatte. Vorhin, auf dem Weg hierher, war ihm das Gleiche passiert. Er hatte plötzlich das Gefühl gehabt, nicht allein im Wagen zu sein, und auf dem Beifahrersitz neben ihm schien irgendetwas wie ein mächtiger dunkler Schatten zu kauern.

Aber als er hingesehen hatte, war der Sitz leer gewesen.

Er trat ans Fenster und sah hinaus. Die Stadt lag friedlich wie immer unter ihm. Nichts deutete darauf hin, daß irgendetwas anders war als sonst. Und doch spürte Raven, daß sich etwas geändert hatte. Irgendetwas Fremdes, Störendes hatte sich in das Bild gemischt, etwas, das er nicht erkennen oder gar nicht erklären konnte, und das doch da war.

„Ich glaube, du hast Recht,“ sagte er nach einer Weile. „Ich fange auch schon an, Gespenster zu sehen.“ Er lächelte aufmunternd. „Was meinst du—gehen wir heute Abend ins Theater?“

„Gern.“ Sie stand ebenfalls auf, kam mit ein paar raschen Schritten zu ihm hinüber und schlang die Arme um seinen Hals. „Und hinterher gehen wir irgendwo gemütlich essen, ja?“

Er nickte. „Sicher. Ich...“

Das Schrillen des Telefons unterbrach ihn. Raven sah auf, runzelte ärgerlich die Stirn und löste Janices Arme behutsam von seinem Hals.

„Immer im unpassendsten Moment,“ schmollte Janice.

Das Telefon klingelte zum zweiten Mal, als Raven abhob.

Es war Card.

„Raven?“

Raven nickte automatisch. „Ja. Gut, daß Sie anrufen, Inspektor—ich wollte mich sowieso heute bei Ihnen melden.“

„So?“ Cards Stimme klang gepreßt. Raven konnte sich gut vorstellen, wie der dickleibige Inspektor jetzt hinter seinem Schreibtisch saß und wütend das Telefon anstarrte. Es war schon immer Ravens Prinzip gewesen, jemanden, der etwas Unangenehmes wollte, nach Möglichkeit den Wind aus den Segeln zu nehmen.

„Ich war vorhin bei Candley,“ sagte er hastig, bevor Card Gelegenheit hatte, loszupoltern. „Es war ein ziemlich interessantes Gespräch.“

„Ich weiß,“ grollte Card. „Er hat vor zehn Minuten bei mir angerufen und sich über Sie beschwert.“

„Über mich?“ Raven bemühte sich, seiner Stimme einen möglichst erstaunten Klang zu geben.

„Genau,“ fuhr Card fort. „Ich dachte, ich hätte Ihnen unmißverständlich klar gemacht, daß Sie sich nicht in meine Ermittlungen einmischen sollen.“

„Ich habe nicht vor, mich einzumischen, Inspektor. Aber mit diesem Candley stimmt etwas nicht. Er war ein bißchen zu eifrig darum bemüht, mich davon zu überzeugen, daß sein Cousin verrückt war und alles ganz harmlos ist. Übrigens hat er mir Geld angeboten, damit ich aufhöre, herumzuzschnüffeln.“

Das sekundenlange Schweigen am anderen Ende der Verbindung sagte ihm, daß er ins Schwarze getroffen hatte.

„Er hat Ihnen—Geld angeboten?“ fragte Card nach einer Weile.

„Ja. Fünfhundert Pfund. Das ist ziemlich viel dafür, daß ich aufhöre, ihm unbequeme Fragen zu stellen, meinen Sie nicht auch?“

„Es soll Menschen geben, denen ihre Ruhe noch mehr wert ist,“ sagte Card ohne große Überzeugung.

„Ich glaube eher, daß er etwas zu verbergen hat,“ beharrte Raven.

„Und was könnte das Ihrer Meinung nach sein?“

„Keine Ahnung. Aber ich muß immer wieder an die Geschichte denken, die Pendrose mir erzählt hat. Wissen Sie, Candley war ziemlich sicher, daß ihm nichts passieren würde. Und nach dem, was mir Pendrose erzählt hat, gibt es für Candley nur eine Möglichkeit, mit dem Leben davonzukommen.“

Card atmete hörbar aus. „Fangen Sie schon wieder mit dem Blödsinn an?“ zischte er. „Ich weiß langsam nicht mehr, wer nun verrückt ist—Sie oder Pendrose.“

„Er hat ein Mädchen bei sich,“ sagte Raven ruhig.

„Ein Mädchen?“

„Ja. Als ich mit dem Aufzug heruntergefahren war, traf ich sie. Und er gibt sich ziemliche Mühe, ihre Anwesenheit geheim zu halten.“

„Es ist sein gutes Recht, Besuch zu haben,“ grollte Card. „Zum letzten Mal, Raven: Lassen Sie die Finger davon! Wenn Sie nicht aufhören, sich in meine Arbeit zu mischen und harmlose Bürger zu belästigen, schiebe ich Ihren Wagen höchstpersönlich unter ein Halteverbotsschild und lasse Sie verhaften.“

Raven mußte trotz des Ernstes der Situation grinsen. „Sie sollten ihn auf jeden Fall im Auge behalten.“

„Was ich soll und nicht soll, ist meine Sache, Raven!“ schrie Card plötzlich. „Ich hoffe, wir haben uns jetzt endgültig verstanden. Lassen Sie die Finger von der Sache. Guten Tag!“

Damit schepperte es heftig in der Leitung. Card hatte den Hörer aufgeknallt.

„Was hat er gesagt?“ fragte Janice.

„Oh, das Übliche. Ich habe dir ja von ihm erzählt.“ Raven verzog abfällig die Lippen. „Ein unangenehmer Mensch.“ Er legte den Hörer auf, schaltete den automatischen Anrufbeantworter ein und ließ sich in einen Sessel fallen. „Zieh dir schon mal was Hübsches an, wenn wir nachher ins Theater wollen.“

„Aber es ist noch nicht einmal vier!“ protestierte Janice. „Und die Vorstellung beginnt um acht.“

Raven grinste. „Willst du mir weismachen, du brauchtest weniger als drei Stunden, um dich fertig zu machen?“

Janice verzog das Gesicht, schenkte ihm einen Blick, der einen Eisberg hätte zerschmelzen können, und rauschte beleidigt ab.

Raven ließ sich aufatmend zurücksinken. Natürlich würde sie keine drei Stunden brauchen, um ein Kleid anzuziehen und sich zu schminken. Janice gehörte gottlob nicht zu den Frauen, die zwei Drittel ihres Lebens vor dem Spiegel verbrachten, wenn man sie ließ. Aber er hatte einen Vorwand gebraucht, um allein zu sein.

Er mußte nachdenken.

Es kam selten vor, daß er wirklich gefährliche Fälle übernahm; Aufträge, die mit Mord und Totschlag und wilden Verfolgungsjagden zu tun hatten, übernahmen Privatdetektive nur im Film. Er beschäftigte sich meistens damit, untreuen Ehepartnern nachzustellen, eine verschollene Erbtante aufzuspüren oder herauszufinden, wer im Büro seines Klienten lange Finger machte. Und er hatte noch nie einen dermaßen verworrenen Fall übernommen wie diesen.

Der einzige Mensch, der ihm hätte weiterhelfen können, war tot. Mit der Hilfe der Polizei brauchte er wohl kaum zu rechnen—im Gegenteil. Es würde Card sicher ein Vergnügen sein, ihn bei der kleinsten Unregelmäßigkeit einzusperren.

Die einzige Spur, die er hatte, war Candley. Candley, der halb wahnsinnig vor Angst war, der irgendetwas zu verbergen hatte und vielleicht schon in den nächsten Stunden zum Mörder werden würde.

Und das Buch. Er hatte den kurzen Abschnitt über den Alten vom Berge, den Assassinen, so oft gelesen, daß er ihn beinahe auswendig aufsagen konnte. Aber schlauer war er dadurch auch nicht geworden.

Er stand auf, ging zum Schreibtisch und begann ziellos in seinen Papieren zu wühlen.

Und wieder war da dieser Schatten.

Er fuhr herum. Aber da war nichts. Das Zimmer war leer.

Aber er hatte es gesehen! Er wußte genau, daß er sich nicht getäuscht hatte.

Die Erscheinung wiederholte sich, deutlicher diesmal, aber trotzdem unfassbar, ein schnelles, huschendes Etwas, das sich immer dicht am Rande seines Gesichtskreises zu bewegen schien. Es war, als hätte er einen winzigen dunklen Fleck im Auge, der unweigerlich mitwanderte, wenn er die Augen bewegte.

Er spürte, wie sich sein Pulsschlag beschleunigte. Raven war ganz gewiss kein Feigling, aber dieser seltsame, huschende, lautlose Schatten jagte ihm Angst ein.

„Unsinn,“ murmelte er halblaut. „Ich lasse mich schon anstecken.“

Allmählich begann Raven zu begreifen, wie Pendrose zu dem geworden war, als das er ihn kennen gelernt hatte: ein zitterndes, verängstigtes Nervenbündel, ein menschliches Wrack.

Um sich abzulenken, ging er zur Stereoanlage hinüber. Sekunden später erfüllten die Lautsprecher den Raum mit dumpfen, rhythmischen Trommelwirbeln, aber die Musik wirkte seltsamerweise nicht beruhigend auf ihn.

Im Gegenteil. Seine Nervosität schien mit jeder Sekunde zu steigen, und das dumpfe, rhythmische Pochen in seinen Ohren rührte zu einem Gutteil vom Klopfen seines eigenen Herzens her.

Raven fuhr mit einer wütenden Bewegung herum und schaltete die Anlage aus.

Das Pochen blieb.

Aber es war auch nicht der Rhythmus seines Herzschlages. Es war ein dunkles, regelmäßiges Dröhnen, das eine Vielzahl von Empfindungen und Bildern in ihm auslöste. Er fühlte sich an den Klang dunkler Trommeln erinnert, vermischt mit fernem, regelmäßig auf- und abschwellendem Donner. Ein seltsamer, fremder Geruch schien plötzlich in der Luft zu liegen; der Geruch von heißem, sonnendurchglühtem Sand, von brackigem Wasser und Pferden.

Er ballte die Hände zu Fäusten, um ihr Zittern nicht mehr spüren zu müssen. Er hatte Angst. Auf eine seltsame Art erfüllten ihn das Dröhnen und die Gerüche beinahe mit Panik. Langsam, die Augen angstvoll geweitet, wich er zurück, bis er mit dem Rücken gegen die Wand stieß.

Irgendetwas war mit dem Licht nicht in Ordnung. Es schien plötzlich weniger intensiv zu sein. Die Sonnenstrahlen, die durch die deckenhohen Fenster hereinfließen, hatten ihren goldenen Glanz verloren, spielten jetzt mehr ins Graue hinein und tauchten den Raum in ein seltsames Dämmerlicht, in dem die Konturen der vertrauten Gegenstände zu verschwimmen schienen und die Schatten zu geheimnisvollem Leben erwachten.

Vor ihm, direkt in der Mitte des Raumes, bewegte sich etwas. Raven preßte die Augen zu schmalen Schlitzern zusammen, um die Erscheinung besser erkennen zu

können. Es ging nicht. Er sah nur Bewegung, die Andeutung wallender, ineinander fließender Schatten, die sich seinem Blick entzogen. Irgendwo inmitten dieser wallenden Schwärze blitzte es silbern auf, und einmal glaubte Raven, kurz den Umriss eines großen, häßlichen Pferdeschädels zu erkennen. Aber die Nebel flossen immer wieder auseinander, wurden zu auseinander treibenden, schwarzen Schwaden.

Und dann verging die Erscheinung, so schnell, wie sie gekommen war. Das Pochen verschwand, die wallenden Nebel lösten sich in Nichts auf, und die Einrichtung des Apartments nahm wieder ihre gewohnten Konturen und Umrisse an.

Aber die Angst blieb.

Inspektor Card schäumte vor Wut. Die wenigen Kollegen, die es ausgehalten hatten, länger als ein paar Jahre mit ihm zusammen zu arbeiten, konnten die Vorzeichen eines seiner berüchtigten Wutanfälle mittlerweile gut genug, um sich vorsichtshalber in Sicherheit gebracht zu haben, so daß sich Card als einzigem Opfer einem jungen Sergeant gegenüber sah, der erst seit ein paar Wochen in Dienst war und den Inspektor bisher nur von seiner friedlichen Seite kennen gelernt hatte.

„Idioten!“ brüllte Card mit hochrotem Kopf. „Komplette Volltrottel habe ich um mich!“ Er sprang auf, knallte den Hefter mit den Laborergebnissen auf den Tisch und funkelte den Sergeant feindselig an. „Da arbeite ich mit einem Dutzend so genannter Wissenschaftler zusammen, und die bringen es nicht einmal fertig, eine simple Blutprobe zu analysieren.“ Er schlug mit der Faust auf den Tisch. „Wissen Sie, was da drin steht, Smithers?“

Der Sergeant schüttelte den Kopf. „Nein.“

„Nein! Nein! Scheinbar weiß hier niemand etwas, mich eingeschlossen. Diese Eierköpfe sagen doch tatsächlich, daß die Proben von keiner bekannten Lebensform stammen. Ha! Vielleicht sind die Marsmenschen gelandet und haben Pendrose gekillt.“

Er ließ sich wieder in seinen Stuhl fallen, stützte den Kopf auf die gefalteten Hände und starrte sein Gegenüber an.

„Ich muß noch einmal mit diesem Raven sprechen,“ sagte er nach einer Weile. „Der Kerl weiß mehr, als er eingestanden hat. Diese Geschichte von Geistern und Schattenreitern kann er seiner Großmutter erzählen, aber nicht mir. Rufen Sie ihn an.“

Der Sergeant griff über den Schreibtisch, angelte sich das Telefon und wählte mit fliegenden Fingern eine Nummer.

„Nun?“ grollte Card nach einer Zeit. Er hatte sich ein wenig beruhigt, aber sein Gesicht hatte immer noch eine ungesunde rote Färbung. An seiner Wange zuckte ein Muskel.

„Niemand zu Hause,“ sagte Smithers unglücklich. „Da meldet sich nur der automatische Anrufbeantworter. Wollen Sie eine Nachricht hinterlassen?“

„Nein.“ Card stand auf, raffte seine Unterlagen zusammen und verstaute alles in einer Aktentasche. „Wir fahren noch einmal zu Candley,“ entschied er. „Und danach bringen Sie mich nach Hause. Ich werde mir den ganzen Schwachsinn heute Abend in Ruhe noch einmal vornehmen.“

Es war Abend geworden. Durch die getönten Scheiben der Südfenster fielen die letzten Strahlen der untergehenden Sonne herein, vergoldeten den Teppich, die schweren antiken Möbel und verwoben sich mit den sanften Klängen von Beethovens Siebenter zu einer Atmosphäre der Romantik und Behaglichkeit. Der Duft von frisch aufgebrühtem Kaffee durchzog die Wohnung, und die Erinnerung an den gemeinsam verbrachten Nachmittag vertrieb auch den letzten Rest dumpfer Gedanken aus Jeffreys Kopf.

Er war allein in der winzigen Kochnische. Vor ihm blubberte der Kaffee durch den Automaten, und auf dem Tablett daneben hatte er Tassen und Gebäck vorbereitet.

Es war ein seltsames Gefühl. Er hatte die vollautomatische Küche in den zwei Jahren fast nie benutzt; Essen und Trinken waren bisher rein körperliche Bedürfnisse für ihn gewesen, die er so schnell wie möglich erledigte, ohne mehr als einen flüchtigen Gedanken daran zu verschwenden.

Aber mit Carols Erscheinen war alles anders geworden. Selbst jetzt spürte er ihre Anwesenheit durch die dünne Trennwand hindurch. Sie saß auf der Couch, eingehüllt in einen seiner Kimonos, das Haar naß und strähnig, vertieft in ein Buch. Sie waren am Nachmittag ins Hallenbad hinuntergefahren, das zur Einrichtung des Hauses gehörte und allen Mietern offen stand—ein ungeheurer Luxus in Carols Augen. Und es hatte ihm unglaublichen Spaß gemacht, zu sehen, wie sie glücklich herumplanschte und sich freute wie ein kleines Kind.

Der Kaffee war fertig. Jeffrey schaltete den Automaten aus, nahm die Glaskanne heraus und balancierte vorsichtig mit dem Tablett ins Wohnzimmer.

Carol half ihm, es unbeschädigt auf dem Tisch abzusetzen, und schenkte anschließend beide Tassen voll.

„Schmeckt er?“

Sie nickte, trank noch einen großen Schluck und griff nach den Keksen. „Köstlich. Wie alles hier.“ Sie lächelte. „Weißt du, Jeff, manchmal frage ich mich, ob ich nicht träume.“

„Warum?“

„Nun,“ sie machte eine weit ausholende Geste, die das Zimmer und die ganze Wohnung einschloß, „das alles hier, das ist so...“ sie suchte nach Worten, „so neu für mich. So völlig anders als alles, was ich bisher kennen gelernt habe.“

„Das ist nichts,“ sagte Jeffrey abfällig. „Ich habe dir schon mal gesagt, daß Geld nichts bedeutet, wenn man es einmal hat.“

„Ich meine auch nicht dein Geld,“ antwortete sie leise.

„Sondern?“

Sie zögerte. „Die—die Männer, die ich bisher kennen gelernt habe, waren alle ganz anders als du. Weißt du, mir hat noch nie jemand etwas geschenkt. Ich mußte immer für alles bezahlen, ganz egal, was es war. Aber du—du bist so—selbstlos.“

„Selbstlos?“ Er lachte unterdrückt. „Vielleicht ist das nur ein ganz besonders raffinierter Trick, um zum Ziel zu kommen.“

Carol schüttelte den Kopf. „Nein. Ich weiß, daß das nicht stimmt.“

Jeffrey schürzte abfällig die Lippen. „Niemand bekommt etwas geschenkt, Liebes,“ sagte er leise. „Jeder bezahlt, irgendwann.“ Er stand auf, trat ans Fenster und vergrub die Hände in den Taschen. „Auch Paul hat bezahlt,“ murmelte er.

„Wie meinst du das? Bezahlen? Du meinst...?“

„Nichts.“ Er drehte sich weg, spürte wieder ihre Wärme, dieses sanfte, zerbrechliche Gefühl, das ihre Nähe in ihm weckte.

Und den Schmerz, der wie ein glühendes Messer durch seine Brust zuckte.

„Trink deinen Kaffee,“ sagte er.

Sie nickte wortlos und ging zu ihrem Platz zurück.

Jeffreys Blick wanderte unruhig durch den Raum. Er wußte, woher seine plötzliche Unruhe kam, dieses ekelhafte, schleimige Gefühl, das seine Gedanken wie graue Spinnweben einhüllte.

Es wäre so einfach, dachte er. Ich brauche nur hinüberzugehen, diesen verdammten Dolch von der Wand zu reißen und aus dem Fenster zu werfen.

Aber das würde er nie können.

Sein Blick hing wie gebannt an der schimmernden Klinge der Waffe. Selbst jetzt, unter den letzten Strahlen der Sonne, schien sie noch wie unter einem inneren Feuer zu glühen, ein brennendes, niemals verlöschendes Fanal seines Fluches, das ihn auf ewig an den Preis erinnern würde, den er zahlen mußte.

Langsam, wie unter einem inneren Zwang, setzte er sich in Bewegung und ging zur Bar hinüber. Er wollte es nicht tun, aber seine Arme und Beine schienen zu eigenständigem Leben erwacht zu sein. Fast erstaunt registrierte Jeffrey, wie er die Hand ausstreckte und den Dolch aus der Scheide zog. Der Griff fühlte sich warm und geschmeidig in seiner Hand an.

Ravens Worte echoten plötzlich in seinem Kopf. „Er ist verwundbar. Der Schattenreiter ist verletzlich wie Sie und ich.“

Verwundbar? Jeffrey lachte lautlos auf. Was wußte dieser Mann schon von den Kräften, mit denen er und Paul sich eingelassen hatten. Nichts.

Er drehte sich um und ging langsam zur Couch zurück, den Dolch wie ein zerbrechliches Schmuckstück aus Glas behutsam in der Hand haltend.

Carol saß immer noch bewegungslos da und starrte aus dem Fenster; ein ahnungsloses Opferlamm, das nicht einmal wußte, daß sein Henker hinter ihm stand. Die helle Linie ihres Nackens schimmerte weiß über dem Kragen des Kimonos.

Ein schneller Schnitt, dachte Jeffrey. Eine blitzschnelle Bewegung, und alles ist vorbei. Sie wird es nicht einmal spüren.

Langsam, unendlich langsam hob er die Hand mit dem Dolch.

Aber er konnte es nicht.

Er spürte die Gier des Unheimlichen, das wütende Drängen der schimmernden Waffe in seiner Faust.

Aber er würde ein Stück von sich selbst umbringen, wenn er jetzt zustieß.

Vielleicht war es das, was der Schattenreiter wollte. Vielleicht war es nicht nur das Blutopfer, sondern die viel größere Qual, die Jeffrey sich selbst bereiten mußte.

Er spürte, wie seine Hand zu zittern begann. Der Impuls, zuzustoßen, wurde mit jedem Augenblick stärker, aber er wehrte sich mit aller Kraft dagegen. Die Muskeln seines Oberarms spannten sich wie unter ungeheurer Anstrengung. Schweiß perlte auf seiner Stirn, und aus seiner Kehle drang ein dumpfes, schmerzhaftes Stöhnen.

Dann ließ der Druck nach. Sein Arm sank kraftlos herab, die Waffe entglitt seinen Fingern und fiel polternd zu Boden.

Carol fuhr herum. Ihr Blick fiel auf sein verzerrtes, schweißnasses Gesicht. Sie stand auf, legte zärtlich die Arme um seinen Hals und preßte sich an ihn.

„Sei nicht mehr traurig, Liebling,“ flüsterte sie. „Ich bin ja bei dir.“

Er mußte all seine Kraft zusammennehmen, um nicht zu schreien.

Irgendwie gelang es ihm einfach nicht, sich auf das Stück zu konzentrieren. Es lag sicher nicht an der Aufführung; sie gaben irgendein amerikanisches Boulevardstück, und die Schauspieler strengten sich nach Kräften an, um ihren Zuschauern etwas zu bieten. Aber er schaffte den Einstieg einfach nicht. Die Figuren dort vorne auf der Bühne waren nichts als leere, gesichtslose Pappkameraden für ihn, und die Worte, die sie sprachen, weigerten sich hartnäckig, einen Sinn zu ergeben.

Raven war froh, als der erste Akt zu Ende war und der Vorhang über die Bühne glitt.

Er stand auf.

„Was ist los?“ fragte Janice. „Es dauert nur eine Minute oder so. Das Stück geht gleich weiter.“

Raven nickte. „Ich weiß,“ flüsterte er. „Aber ich muß für einen Moment raus.“

„Ist dir nicht gut?“

„Doch. Ich will mir nur die Beine ein wenig vertreten. Bleib ruhig hier.“ Er quetschte sich zwischen den Sitzreihen hindurch zum Hauptgang und verließ den Zuschauerraum. Irgendwie hatte er plötzlich geglaubt, dort drinnen keine Luft mehr zu bekommen. Er fühlte sich isoliert, eingesperrt in einen Teufelskreis, den seine eigenen Gedanken bildeten.

Angst?, dachte er. Er hatte sich immer für abgebrüht gehalten. Aber er hatte auch noch nie ein Erlebnis wie heute Nachmittag gehabt.

Er betrat das Foyer und atmete tief ein. Der weite, hohe Raum war verwaist bis auf einen einsamen Türsteher und die Frau hinter der Kasse, die ihm neugierig entgegen blickten, sich aber nicht weiter um ihn zu kümmern schienen.

Die Schatten waren wieder da.

Er hatte es den ganzen Nachmittag über gespürt, aber er hatte versucht, die Erscheinung zu ignorieren, sich selbst einzureden, daß er unter Halluzinationen oder sonst was litt. Und er hatte es auch aufgegeben, dem huschenden Nichts vor seinen Augen nachzujagen. Die Erscheinung war da. Aber er würde sich davon nicht in den Wahnsinn treiben lassen. Er hatte keine Lust, so zu enden wie Pendrose.

Wenn er das Problem überhaupt lösen wollte, dann nur mit Logik und eiskalter Überlegung. Er wußte, daß der Dämon verwundbar war. Entweder Pendrose oder einer der Wachleute hatten ihn verletzt, und was einmal gelungen war, würde auch ein zweites Mal funktionieren. Außerdem, überlegte er spöttisch, mußten auch Geister ihre schwachen Stellen haben. Wäre das nicht so, wäre dies eine Welt der Dämonen, nicht der Menschen.

Er begann, unruhig in der Halle auf und ab zu gehen. Drinnen wurde der Vorhang zum zweiten Akt zurückgezogen. Das dumpfe Raunen der Zuschauer ver-

stummte, und durch die geschlossenen Türen drangen jetzt die gedämpften Stimmen der Schauspieler.

Und Pferdegetrappel.

Raven runzelte die Stirn. Pferdehufe? Das Stück spielte in irgendeinem obskuren Hotel an der amerikanischen Westküste, eine von diesen ewig gleichen Verwechslungskomödien, in denen alles Mögliche passieren konnte.

Aber Pferde hatten darin sicher nichts zu suchen.

Er legte den Kopf schräg, schloss die Augen und lauschte. Das Geräusch blieb, schien sogar lauter zu werden: das Klappern harter Hufe auf steinigem Untergrund. Gleichzeitig glaubte er, einen schwachen, kaum wahrnehmbaren Geruch aufzufangen, Geruch von heißem Sand und Schweiß, nach...

Der Schattenreiter!

Er war hier! Raven fuhr herum. Aber natürlich war die Halle leer bis auf die beiden Menschen vorne an der Kasse.

Plötzlich war die Angst wieder da, die gleiche schleichende Panik, die ihn schon am Nachmittag überfallen hatte, als das grauenhafte Ding in seinem Apartment aufgetaucht war.

Er wich langsam zum Zuschauerraum zurück. Seine Beine bewegten sich träge und widerwillig, und das Vorankommen schien mit jedem Schritt schwerer zu werden. Irgendetwas, eine schreckliche, unwiderstehliche Kraft, schien ihn daran hindern zu wollen, den Zuschauerraum zu betreten, in die relative Sicherheit der Menschenmenge dort drinnen zu fliehen.

Er warf sich mit einem erstickten Aufschrei herum und rannte auf den Ausgang zu. Aber auch dort traf er auf die gleiche unsichtbare Barriere. Es war, als wate er durch zähen Sirup. Seine Beine schienen mit einem Mal so schwer wie Blei zu sein, jeder Schritt wurde zur Qual.

Schatten wogten vor seinen Augen. Schwarze, neblige, zerfaserte Schatten, die sich zusammenballten, wieder auseinander flossen und sich neu formten, um allmählich die Umrisse eines gigantischen schwarzen Reiters anzunehmen.

Raven sah die Gestalt jetzt zum ersten Mal ganz deutlich, und der Anblick jagte ihm einen eisigen Schauer über den Rücken. Pferd und Reiter mußten zusammen über drei Meter groß sein. Der Mann war in einen wallenden schwarzen Umhang gehüllt, der seine Gestalt fast vollkommen verbarg. Auch von seinem Gesicht war nicht viel zu sehen, aber das Wenige, das Raven erkennen konnte, reichte, um ihm die Kehle zuzuschnüren.

Das Reittier stand seinem Herrn an Häßlichkeit kaum nach. Die Ähnlichkeit mit einem Pferd bestand nur auf den ersten Blick. Es war irgendein knochiges, gepanzertes, häßliches Fabeltier, dessen Kopf eher dem einer schuppigen Echse glich als dem eines Pferdes. Zwischen den halb geöffneten Kiefern schimmerte ein furchtbares Raubtiergebiss, und die Gelenke waren mit langen, hornigen Stacheln versehen.

Und dann setzte sich der Schattenreiter in Bewegung...

Inspektor Card drückte ungeduldig zum dritten Mal auf den Klingelknopf.

„Ich weiß genau, daß er da ist,“ sagte er. „Der Kerl macht bloß nicht auf.“ Er musterte wütend die offen stehenden Türhälften der Liftkabine, die sich beharrlich

weigerte, sie ins Penthouse hinauf zutragen. Sie waren bis in die elfte Etage gelangt; ab hier streikte der Lift. Card kannte diese Einrichtung. Niemand konnte mit einem solchen Aufzug ins Penthouse hinauffahren, wenn nicht von oben die Sperre entriegelt worden war. Oder man den entsprechenden Schlüssel besaß.

Card preßte den Finger auf den Klingelknopf und ließ ihn drauf. „Wollen doch mal sehen, wer die besseren Nerven hat,“ murrte er.

„Vielleicht ist er gar nicht da?“ warf Smithers ein.

Card schüttelte den Kopf. „Er ist da. Candley wird seit heute Morgen beobachtet. Er hat das Haus nicht verlassen. Weder über die Treppen, noch mit den Aufzügen. Er ist da.“

Wie auf ein Stichwort hin knackte es in diesem Moment hinter dem Lautsprechergitter der Rufanlage.

„Ja?“

„Card,“ knurrte der Polizist. „Inspektor Card von Scotland Yard. Ich müßte Sie noch einmal kurz sprechen, Mr. Candley.“

„Um diese Zeit?“ fragte Candley ungehalten.

„Um diese Zeit.“

Für Sekunden herrschte Schweigen. Offensichtlich überlegte Candley, ob er den ungebetenen Besucher noch empfangen sollte. „Na gut,“ sagte er schließlich. „Kommen Sie rauf. Aber ich wäre Ihnen äußerst verbunden, wenn Sie wenigstens den Finger von der Klingel nehmen würden.“

Card zuckte zusammen, zog die Hand zurück und starrte einen Herzschlag lang schuldbewußt auf den Klingelknopf. Die Türhälften glitten wieder zu, und ein heller Glockenton zeigte an, daß der Aufzug weiterfuhr.

„Sie hätten sich wirklich einen besseren Moment aussuchen können,“ sagte Candley ungehalten, als sie oben waren. „Wissen Sie überhaupt, wie spät es ist?“

Card nickte ungerührt. „Ziemlich spät, ich weiß. Eigentlich habe ich auch schon längst Feierabend.“

„Dann sollten Sie nach Hause fahren und ihn genießen,“ schlug Candley vor.

„Ich täte nichts lieber als das,“ konterte Card, dem es schwer fiel, sich zu beherrschen. „Aber ich habe einen Mord aufzuklären, und wenn das mit gewissen Unannehmlichkeiten für Sie verbunden ist, kann ich es nicht ändern.“

„Also?“ fragte Candley ungehalten. „Was wollen Sie?“

„Nur ein paar Fragen.“ Card schob sich an Candley vorbei und sah sich ungeübt in der Wohnung um. „Sie sind nicht allein?“

„Nein. Ich habe Besuch. Damenbesuch, wenn Sie es genau wissen wollen. Ist das vielleicht neuerdings verboten?“

„Keineswegs. Ich frage aus reiner Neugier.“ Card grinste. „Ich bin krankhaft neugierig, wissen Sie? Gehört zu meinem Beruf.“

Candley war mit ein paar schnellen Schritten an ihm vorbei und warf die Verbindungstür zum Wohnzimmer zu. „Vielleicht kommen Sie jetzt endlich zur Sache?“

„Gern. Es geht um die Reise, die Sie zusammen mit Ihrem Cousin vor zwei Jahren unternommen haben.“

Für den Bruchteil einer Sekunde huschte so etwas wie Erschrecken über Candleys Gesicht, aber er hatte sich sofort wieder in der Gewalt. „Was ist damit?“ fragte er ruhig.

„Nun...“ Card verschränkte die Arme hinter dem Rücken und begann, auf den Zehenspitzen zu wippen. Es sah albern aus. „Ich habe gewisse Erkundigungen über Sie eingezogen, Mr. Candley. Über Sie und Ihren Cousin, um genau zu sein.“

Candleys Augen verengten sich zu schmalen Schlitzern. „Ach?“

Card nickte ungerührt. „Sie waren vor dieser Reise ein nicht besonders erfolgreicher Versicherungsvertreter. Und Ihr Cousin war ein armer Student, der die letzten zehn Tage im Monat hungerte und in einem Loch hauste, weil er sich die Miete für eine anständige Wohnung nicht leisten konnte. Jetzt sind Sie Millionär, und in zwei oder drei Jahren werden Sie, wenn Ihre Karriere so weitergeht, Direktor Ihrer Gesellschaft sein.“

Candley verzog spöttisch den Mund. „Und? Ist das verboten? Ich zahle meine Steuern pünktlich, wenn es Sie interessiert. Und ich kenne kein Gesetz, das einem Mann verbietet, erfolgreich in seinem Beruf zu sein.“

„So ein Gesetz gibt es auch nicht,“ antwortete Card ruhig. „Ich finde diesen Zufall nur etwas sonderbar. Sie und Ihr Cousin zogen als arme Schlucker los. Drei Monate später kommen Sie mit einem First-class-Flug zurück. Sie haben plötzlich Erfolg im Beruf, ziehen Geld an wie ein Magnet Nägel...“

„Glück,“ fiel ihm Candley ins Wort. Er schien einen Teil seiner Selbstsicherheit eingebüßt zu haben, aber er gab sich redliche Mühe, das zu überspielen. „Ist das neuerdings auch verboten?“

Card ging nicht weiter darauf ein. „Es wundert mich nur, daß Ihr Cousin ausgerechnet zum gleichen Zeitpunkt eine ähnliche Glückssträhne hatte. Er schloß sein Studium mit summa cum laude ab, verdiente innerhalb von sechs Monaten ein Vermögen und lebte seither von den Zinsen. Wissen Sie, daß er fast vier Millionen Pfund Sterling auf der Bank hatte?“

„Mehr nicht?“ fragte Candley ungerührt. „Ich hätte ihn mindestens auf das Doppelte geschätzt. Aber Paul war noch nie besonders geschäftstüchtig.“

„Was ist auf dieser Reise geschehen?“ fragte Card.

„Nichts. Wir haben uns erholt, die Sonne und die frische Luft genossen...“

„Reden Sie kein Blech!“ fiel ihm Card ins Wort. Seine Augen funkelten wütend. „Irgendetwas hat sich dort zugetragen. Irgendetwas, das mit Ihrer plötzlichen Glückssträhne zusammenhängt. Und ich habe Grund zu der Vermutung, daß der Tod Ihres Cousins in direktem Zusammenhang damit steht.“

„Sie sind ja verrückt,“ sagte Candley. Seine Stimme zitterte, und seine Hände führten kleine nervöse Bewegungen aus. „Ihre Fantasie geht mit Ihnen durch, Inspektor. Ich glaube, dieser Privatdetektiv hat Sie mit seinem Gestammel angesteckt.“ Er atmete hörbar aus, verschränkte die Arme vor der Brust und trat einen Schritt zurück. „Ich würde jetzt gehen, wenn ich an Ihrer Stelle wäre,“ sagte er leise. „Und—ein guter Rat. Hören Sie auf, harmlose Steuerzahler mit Ihren Hirngespinnsten zu belästigen.“

„Das sind keine Hirngespinnste, sondern...“

„Ich möchte wissen,“ fiel ihm Candley ins Wort, „was Ihre Vorgesetzten sagen würden, wenn sie Sie jetzt erleben könnten. Chefinspektor Card auf Geisterjagd. Vielleicht haben wir einen Pakt mit dem Teufel geschlossen, wie? Und der hat Paul dann geholt, als die Frist um war?“ Er lachte höhnisch, ging zum Lift und ließ die Türen mit einem Knopfdruck aufgleiten. „Gehen Sie jetzt. Bitte.“

Card funkelte ihn wütend an. Er schien noch irgendetwas sagen zu wollen, entschied sich dann aber, daß es besser war, zu schweigen. „Wir sehen uns wieder,“ sagte er zum Abschied.

„Soll ich einen Exorzisten mitbringen? Oder haben Sie einen im Yard?“

Card schluckte die bissige Bemerkung, die ihm auf der Zunge lag, hinunter.

Es hatte keinen Sinn, sich jetzt noch mit Candley zu streiten. Er hatte erfahren, was er wollte. Irgendetwas war mit Candley und Pendrose geschehen, als sie vor zwei Jahren gemeinsam verweist waren. Candley hatte ein Geheimnis.

Es war jetzt nur noch eine Frage der Zeit, bis Card dahinter gekommen sein würde. Es war noch niemandem gelungen, ihm zu entwischen, und auch Candley würde das nicht gelingen.

Ihm zu allerletzt.

Für eine endlose Sekunde war Raven gelähmt vor Schreck. Wie in einer überlebensgroßen, verzerrten Zeitlupenaufnahme beobachtete er, wie die Albtraumgestalt auf ihn zukam. Die meterlange Klinge des Säbels funkelte unter dem Licht der Kronleuchter, als wäre sie mit Diamantenstaub überzogen.

Dann fiel die Lähmung von Raven ab.

Er brachte sich mit einem gewaltigen Satz in Sicherheit, als die Klinge niedersauste. Funken stoben auf, als Metall auf Stein traf. Die Klinge hatte die Teppiche zerfetzt und eine fingertiefe Scharte in den Kunstmarmor des Fußbodens gerissen.

Raven rollte sich herum, kam auf die Füße und hechtete hinter eine mannsdicke Säule. Der Säbel rutschte Funken sprühend dran entlang und riß einen langen Stofffetzen aus Ravens Smokingjacke. Er spürte einen heftigen, brennenden Schmerz an der Stelle, wo ihn die Waffe berührt hatte. Aber er war hinter der Säule in Sicherheit, für die nächsten Sekunden jedenfalls. Der Schwung seines Angriffes hatte den Geisterreiter weit an Ravens Deckung vorbeigetragen. Er zerrte wie wild an den Zügeln, riß sein Reittier auf die Hinterläufe und wendete.

Raven spurtete los. Aus den Augenwinkeln heraus sah er, wie ihm der Portier mit aufgerissenem Mund nachstarrte, während die Kassiererin mit bebenden Fingern eine Nummer auf ihrem Telefon wählte.

Sie sehen ihn nicht! dachte Raven verzweifelt. Der Schattenreiter schien nur für ihn sichtbar zu sein. Für die beiden dort vorne mußte es so aussehen, als wäre er plötzlich verrückt geworden und würde Amok laufen.

Er spurtete auf die Treppe los, die zur Galerie hinauf führte, schlug einen Haken und brachte sich mit einem Drei-Meter-Satz in Sicherheit, als der Schattenreiter zu einem neuen Angriff ansetzte. Der Aufschlag nahm ihm für einen Augenblick den Atem. Vor seinen Augen tanzten blutige Schleier, und in seinem Kopf war ein dumpfes, schmerzhaftes Pochen. Die Luft brannte wie Feuer in seinen Lungen.

Er wußte, daß er verloren war, wenn kein Wunder geschah. Er war jetzt schon beinahe mit seinen Kräften am Ende, während der unheimliche Angreifer keine Erschöpfung zu kennen schien.

Raven rappelte sich mühsam auf und spurtete wieder auf die Treppe los. Hinter ihm wurde das helle Klappern von Pferdehufen auf dem harten Boden laut.

Im letzten Augenblick warf sich Raven zur Seite. Die Klinge fuhr heiß und brennend über seine Schulterblätter, und etwas Warmes, Klebriges lief über seinen

Rücken. Aber der Geisterreiter war vorbei, und der nächste Schlag seines Krummsäbels zischte harmlos durch die Luft. Der Unheimliche preschte, vom Schwung seines Ansturmes getragen, ein paar Stufen empor, ehe es ihm gelang, sein Pferd anzuhalten und zu wenden.

Raven konnte diese wilde Jagd höchstens noch ein paar Sekunden durchstehen. Und er wußte, daß er hier gefangen war. Die beiden einzigen Ausgänge waren durch die unsichtbare Barriere versperrt.

Der Schattenreiter stieß ein wütendes Knurren aus, schwang seinen Säbel und griff erneut an. Die Hufe seines Reittieres trommelten in rasendem Stakkato auf den Boden.

Raven setzte alles auf eine Karte. Er wartete, bis die Erscheinung auf Armeslänge vor ihm war, tauchte Millimeter unter der rasiermesserscharfen Schneide des Säbels hindurch und schlug mit aller Kraft zu.

Aber gegen den Schattenreiter schienen menschliche Kampftechniken wirkungslos zu sein. Ravens Faust drang so mühelos durch seinen Körper, als schlüge er in Nebel. Seine Faust traf auf keinen Widerstand, und Raven taumelte, verzweifelt um sein Gleichgewicht kämpfend, nach vorne. Er hörte ein irres, hämisches Lachen hinter sich, rollte sich über die Schulter ab und kam mit einer geschmeidigen Bewegung wieder auf die Füße.

Der Unheimliche hatte angehalten. Sein Pferd scheute unruhig und tänzelte mit den Vorderbeinen.

„Du kämpfst gut für einen Sterblichen,“ sagte er anerkennend. Seine Stimme hatte den Klang von zermahlenem Glas. „Aber du wirst trotzdem sterben.“ Er hob den Säbel, sprang mit einer eleganten Bewegung aus dem Sattel und drang auf Raven ein. Seine Waffe zischte durch die Luft.

Raven duckte sich weg, taumelte ein paar Schritte zurück und wartete auf den nächsten Angriff. Seine Gedanken überschlugen sich. Unter normalen Umständen wäre es eine Kleinigkeit für ihn gewesen, mit einem einzelnen Gegner fertig zu werden. Aber der Angreifer war kein Mensch, sondern ein bloßer Schatten, gegen den jede körperliche Abwehr sinnlos sein musste.

Er duckte sich unter dem nächsten Schlag weg, stieß automatisch mit dem Fuß nach und fiel der Länge nach hin, als er glatt durch den Körper des Unheimlichen fiel.

Er schlug schwer auf den Rücken. Für eine kurze, schreckliche Sekunde sah er den Körper des Schattenreiters riesig und drohend über sich aufragen.

Dann sauste der Säbel herab.

Raven warf sich im letzten Moment herum. Die Waffe klirrte Millimeter neben seinem rechten Ohr auf den Boden. Funken stoben auf, und ein heißer, sengender Schmerz fuhr durch Ravens Wange.

Er hatte in diesem Augenblick keine Zeit, zu überlegen. Er reagierte ganz automatisch. Seine Hände zuckten vor, packten die silberne, gekrümmte Klinge des Säbels und zogen daran.

Ein irrsinniger Schmerz fuhr durch seine Hände. Raven schrie auf. Aber er ließ nicht los. Es würde sein Ende bedeuten, wenn er jetzt losließ.

Zwischen seinen Fingern sickerte Blut hervor, und der Schmerz steigerte sich ins Unerträgliche, als der Schattenreiter ein wütendes Knurren ausstieß und an der Waffe zog. Raven bäumte sich auf, legte alle Kraft in eine blitzschnelle, ruckar-

tige Drehung seiner Handgelenke—und riß dem Unheimlichen den Säbel aus der Hand.

Hinter ihm wurden jetzt aufgeregte Stimmen laut und das Trappeln von Schritten. Offenbar hatte die KassiererIn Hilfe herbeigerufen.

Der Schattenreiter sah sich mit einer ärgerlichen Bewegung um und wich einen Schritt zurück.

„Hund!“ zischte er. „Elender! Diesmal bist du mir entwischt, aber das nächste Mal werde ich dich töten!“ Er schnippte mit den Fingern, hob mit einer blitzschnellen Bewegung seinen Säbel auf und schwang sich in den Sattel.

Dann verschwand er.

Raven stöhnte gequält auf. Seine Hände schienen in Flammen zu stehen, und sein Herz klopfte so heftig, daß das Dröhnen seines Pulsschlags alle anderen Geräusche zu übertönen schien. Wie durch einen wallenden roten Schleier sah er Gestalten um sich herum auftauchen, fragende, besorgte Gesichter, die sich über ihn beugten.

Dann, endlich, verlor er das Bewußtsein.

„Du hast alles gehört?“

Carol antwortete nicht, aber der Ausdruck in ihrem Gesicht sagte ihm mehr als alle Worte.

„Ich wußte nicht, daß du so hart sein kannst,“ sagte sie leise.

Jeffrey lächelte. „Manchmal muß man das sein. Menschen wie Card kann man nur mit Härte schlagen. Er ist selbst ein harter Mann, und wenn man ihm einmal nachgibt, hat man verloren.“

Sie bewegte sich unruhig. Der Kimono floss in raschelnden, seidigen Wellen an ihrem Körper entlang, und wieder überkam ihn dieses seltsame, neue Empfinden, dieses Verlangen, das weit über das rein Körperliche hinausging.

„Verloren?“ fragte sie. „Hast du denn etwas zu verlieren?“

Jeffrey winkte ab. „Ach, das ist doch nur so eine Redensart. Du darfst nicht jedes Wort auf die Goldwaage legen.“

„Stimmt das, was er erzählt hat?“ fragte Carol.

„Was?“

„Das mit eurer Reise und alles.“

„Natürlich. Wir haben diese Reise unternommen.“

„Du weißt genau, was ich meine,“ sagte sie. „Ist dort wirklich etwas—geschehen?“

„Geschehen? Was soll denn geschehen sein. Wir haben Glück gehabt, Paul und ich, das ist alles. Card spinnt. Dieser Schnüffler hat ihn mit seinem Gerede von Übersinnlichem angesteckt. Du glaubst doch nicht etwa an diesen Humbug, oder?“

Carol nickte. „Doch.“

„Doch? Soll das heißen, du glaubst an Gespenster, Zauberer und verhutzelte alte Frauen, die bei Vollmond Kröteneier suchen, um einen Fluch auf ihre Nachbarn herabzubeschwören?“

„Natürlich nicht. Aber, ich weiß, daß es Dinge gibt, von denen die Menschen besser die Finger ließen.“

„Ach, und jetzt meinst du, Paul und ich hätten einen Pakt mit dem Teufel geschlossen oder sonst was?“ Er bemühte sich, seiner Stimme einen möglichst spöttischen Tonfall zu verleihen.

Carol war näher an der Wahrheit, als sie vielleicht selbst ahnte. Und er spürte, wie ihn dieses zerbrechliche, zarte Ding durchschaute. Seine Gedanken schienen so klar vor ihr zu liegen, als wäre sein Kopf aus Glas.

„Carol,“ sagte er eindringlich. „Ich will dich da nicht mit hineinziehen. Bitte, vergiß es.“

„Es stimmt also.“ Es war keine Frage, sondern eine Feststellung. „Paul wurde das Opfer von übernatürlichen Kräften.“

„Nein, Carol, nur...“

„Und du hast Angst, daß es dir genauso ergeht,“ fuhr sie unbeirrt fort.

„Ich habe keine Angst!“

„Doch, das hast du. Ich habe es sofort gespürt, in der ersten Minute, in der ich dich sah. Du hast Angst, panische Angst. Du fürchtest dich. Wovor, Jeff?“

In Jeffreys Augen trat ein flehender Ausdruck. „Bitte, Carol. Zwing mich nicht, dich da mit hineinanzuziehen. Ich bin nicht in Gefahr. Paul trug selbst die Schuld an seinem Schicksal. Mir wird nichts passieren.“

„Du kannst mich nicht hineinziehen,“ sagte Carol. Sie trat auf ihn zu und legte die rechte Hand auf seinen Oberarm. Er war erstaunt, wie kräftig ihr Griff war. „Ich bin nämlich schon mittendrin, Jeff. Ich liebe dich, wenn du das noch nicht selbst gemerkt haben solltest. Und ich werde nicht zulassen, daß dir etwas zustoßt.“

Jeffrey lächelte traurig. „Ich liebe dich auch,“ sagte er schließlich. „Und genau das ist der Grund, weshalb ich dir nichts sagen werde. Noch nicht, jedenfalls.“

„Warum nicht, Jeff? Es ist mir ganz egal, was du getan hast. Ich will dir doch nur helfen. Vertrau mir. Ich werde niemandem etwas sagen. Card schon gar nicht.“

„Ich habe nichts getan,“ sagte Jeffrey stockend. „Aber—ich muß etwas tun. Etwas Schreckliches.“

„Was? Sag es mir, Jeff. Bitte!“

Jeffrey stöhnte. „Quäl mich nicht, Carol. Ich will dich nicht verlieren. Verstehst du denn nicht?“

„Nein, ich verstehe nicht. Ich will dir helfen, das ist alles, was ich verstehe. Was ist es, was du tun mußt?“

Es dauerte fast fünf Minuten, ehe Jeffrey antwortete. Fünf Minuten, in denen sich Schweigen wie ein lastendes, drohendes Tier zwischen ihnen niedersenkte.

„Ich—ich muß jemanden töten,“ sagte er schließlich.

Carol starrte ihn an.

„Wen?“ fragte sie schließlich.

Jeffrey spürte, wie sich seine Augen mit Tränen füllten. Aber es gab keine andere Möglichkeit, sie zu retten. Er wußte, daß ein Stück von ihm sterben würde, wenn sie ging. Aber es mußte sein.

„Dich,“ sagte er.

Die Welt, in der er erwachte, war weiß. Er versuchte, die Augen zu öffnen, aber das grelle, kalkige Weiß, das ihm aus allen Richtungen entgegenströmte, war so schmerzhaft, daß er die Lider sofort wieder senkte.

Er spürte, daß er auf einer weichen, warmen Unterlage lag. Seine Schultern und sein rechter Arm brannten, und dort, wo eigentlich seine Hände sein sollten, schienen zwei feurige, klopfende Lavaklumpen zu sein, die in regelmäßigen Abständen grelle Schmerzwellen durch seinen Körper sandten.

„Er wacht auf!“ sagte eine Stimme neben seinem rechten Ohr. Er versuchte, den Kopf zu drehen, aber der grausame Schmerz, der dabei in seinem Nacken explodierte, ließ ihn sein Vorhaben schnell vergessen.

Ein Gesicht erschien über ihm. Das Gesicht eines älteren, grauhaarigen Mannes in einem weißen Kittel.

„Verstehen Sie mich?“ fragte er.

Raven nickte mühsam. „Es—es ist zwar eine abgedroschene Frage,“ krächzte er, „aber: Wo bin ich?“

Der Mann lächelte. „Es ist auch eine abgedroschene Antwort. Sie sind im Krankenhaus. Wie fühlen Sie sich?“

„Miserabel,“ stöhnte Raven.

Er versuchte, sich aufzusetzen, aber der Mann schob ihn mit sanfter Gewalt zurück. „Soweit sind wir noch lange nicht, Mr. Raven.“

„Sie—Sie kennen meinen Namen?“

„Natürlich. Ich bin übrigens Dr. Palmer. Und ich werde mich in den nächsten Wochen um Sie kümmern.“

Raven wurde übergangslos hellwach. „Wochen?“ fragte er. „Haben Sie Wochen gesagt?“

Palmer nickte. „Mindestens zwei. Vielleicht auch länger.“

„Aber das geht nicht. Ich kann auf keinen Fall hier bleiben,“ protestierte Raven. „Wo sind meine Sachen?“

„Im Schrank. Und da bleiben sie auch. Sie haben Glück, daß Sie überhaupt noch leben, junger Mann,“ sagte Palmer ernsthaft. „Sie haben verdammt viel Blut verloren.“

Raven beruhigte sich allmählich. „Was—ist passiert?“

Palmer zuckte mit den Schultern. „Ich hatte gehofft, daß Sie mir das sagen können. Sie haben ein paar üble Schnittwunden am Arm und an den Schultern. Und Ihre Hände sehen aus, als hätten Sie versucht, einen laufenden Mähdrescher aufzuhalten.“ Er runzelte die Stirn. „Aber ich glaube, Sie haben Glück gehabt. Es sind keine Sehnen verletzt. Sie werden Ihre Hände in ein paar Wochen wieder benutzen können.“

Raven lachte leise. „Ein paar Wochen. Sie machen mir Spaß. Ich werde nicht einmal ein paar Stunden hier bleiben. Lassen Sie meine Sachen holen, bitte.“

Palmer reagierte nicht. „Wenn die Schmerzen schlimmer werden, klingeln Sie einfach nach der Nachtschwester,“ sagte er im Aufstehen. „Sie bringt Ihnen dann etwas.“

„Doktor!“ Raven richtete sich kerzengerade im Bett auf und verzog das Gesicht, als ein wütender, schneidender Schmerz durch seine Schultern schoß. „Ich meine es ernst. Ich kann nicht hier bleiben. Ich muß...“

„Sie müssen erst einmal gesund werden,“ unterbrach ihn Palmer grob. „Ich kann Sie natürlich nicht mit Gewalt hier festhalten, aber Sie können ja mal versuchen, aufzustehen.“

„Dann geben Sie mir irgendetwas, damit ich die nächsten zwei Tage durchhalte.“

„Zwei Tage?“ Palmer grinste. „Mein lieber Junge—Sie würden keine zwei Stunden durchhalten. Und ich habe keine Lust, noch einmal zweieinhalb Stunden an Ihnen herumzuoperieren, nur weil Sie Ihren Dickschädel durchsetzen wollen.“

„Operieren?“

„Natürlich. Sehen Sie sich Ihre Hände an, wenn der Verband runter ist. Sie wären verblutet, wenn Ihre Verlobte nicht so schnell reagiert hätte.“

„Janice?“

„Sie ist draußen. Wenn Sie sich kräftig genug fühlen, lasse ich sie für fünf Minuten zu Ihnen. Aber nicht länger. Sie brauchen jetzt Schlaf.“

Raven nickte. „Okay. Lassen Sie sie herein.“

Palmer wandte sich mit einem Schulterzucken ab und ging zur Tür. Raven hörte ihn draußen auf dem Flur mit jemandem reden, ohne daß er die Worte verstehen konnte, dann wurde die Tür abermals geöffnet, und Janice betrat das Krankenzimmer.

Sie sah schlecht aus. Ihre Haut wirkte eingefallen und fiebrig, und unter ihren Augen lagen dunkle, häßliche Ringe.

„Du hast geweint?“ fragte Raven.

Janice schürzte trotzig die Lippen. „Wie kommst du auf die Idee? Ich habe die ganze Zeit vor dem OP gesessen und mich halb tot gelacht. Wie fühlst du dich?“

Er zog eine Grimasse, hob die dick bandagierten Hände und ließ sich aufstöhnend zurücksinken. „Mies. Wenn ihr fünf Sekunden später gekommen wärt, hätte er mich gevierteilt.“

„Er?“

„Der Schattenreiter,“ sagte Raven erstaunt. „Aber—Ihr müßt ihn doch gesehen haben!“

Janice schwieg eine Weile. „Niemand hat etwas gesehen,“ antwortete sie dann. „Die Kassiererin hat den Manager zu Hilfe gerufen, als du anfingst, Amok zu laufen. Sie mußten dich mit Gewalt festhalten. Die offizielle Version ist die, daß du plötzlich durchgedreht hast.“

„Aber ich habe ihn gesehen,“ ereiferte sich Raven. „Ich weiß genau, wovon ich rede. Ich habe mit ihm gekämpft, auf Leben und Tod. Und die Schnitte an meinen Händen stammen von seinem Säbel.“

Janice antwortete nicht, aber in ihren Augen stand ein seltsamer, undeutbarer Ausdruck.

„Du glaubst mir nicht,“ sagte Raven leise.

„Glauben!“ Janice schüttelte den Kopf. „Ich war zufällig auf dem Weg hinaus, um zu sehen, wo du bleibst, als der Manager auftauchte. Und ich habe gesehen, wie sie dich überwältigt haben. Es tut mir leid, aber—da war kein Reiter. Du warst allein.“

Raven schloß entsetzt die Augen. Natürlich. Der Unheimliche zeigte sich nur seinen Opfern. Außenstehende konnten ihn nicht sehen, für sie war er unsichtbar,

unföhlbar, nicht vorhanden. Föür alle anderen mußte es so aussehen, als wäre er plötzlich verröckzt geworden.

Er hörte, wie Janice aufstand und leise zur Tür ging. „Ich komme morgen früh wieder,“ sagte sie zum Abschied. „Schlaf jetzt.“

Raven antwortete nicht. Nicht einmal sie glaubte ihm. Selbst Janice hielt ihn für übergeschnappt.

Aber er war nicht verröckzt. Er hatte einen Kampf auf Leben und Tod mit dem Unheimlichen ausgefochten, und er wußte, daß der Schattenreiter wiederkommen würde, um ihn zu töten.

Und diesmal war er hilflos.

Ein ungeheuer deprimierendes Gefühl der Machtlosigkeit breitete sich in ihm aus.

Wie viel Zeit bleibt mir noch?, dachte er. Eine Stunde? Zwei? Oder war er schon hier, lauerte er schon unsichtbar neben seinem Bett, den Säbel zum letzten Schlag erhoben?

Nein, er würde nicht warten. Er mußte weg. Er würde sich noch eine Weile ausruhen und dann fliehen, ganz egal, was Palmer ihm prophezeit hatte. Es war besser, irgendwo zu verbluten, als untätig dazuliegen und darauf zu warten, umgebracht zu werden.

Zu Anfang war es ihm schwer gefallen, aber Carol hatte sich als geduldige und ruhige ZuhörerIn erwiesen, und nach den ersten, zögernd hervorgebrachten Sätzen hatte er einfach alle Hemmungen über Bord geworfen und ihr die ganze Geschichte erzählt.

Seltsamerweise schien sie ihm zu glauben.

„Das ist—schrecklich,“ sagte sie, als er fertig war und sich erschöpft zurücklehnte.

„Schrecklich ist gar kein Ausdruck. Es ist die Hölle. Aber es gibt keinen Ausweg. Paul und ich haben uns mit Mächten der Finsternis eingelassen, und wir müssen den Preis bezahlen. Jeder auf seine Weise.“ Er stockte, trank einen großen Schluck Whisky und sah ihr ernst in die Augen. „Ich habe mich schon den ganzen Tag über gefragt, ob Paul nicht der Glücklichere von uns beiden ist.“

„Paul ist tot.“

„Aber er hat es hinter sich. Ich glaube, er hat genau gewußt, was ihm bevorstand. Seltsam—ich habe Paul immer für einen Feigling gehalten. Aber es sieht fast so aus, als wäre ich der Feigling.“

„Warum? Weil du nicht aufgibst?“

Jeffrey lachte. „Ich habe schon lange aufgegeben, Carol. Der Feigling bin ich. Paul hatte den Mut, für das einzustehen, was er getan hat. Ich habe diesen Mut nicht.“

„Du hast auch nicht den Mut, jemanden zu töten,“ sagte Carol sanft. „Du bist kein Mörder.“

„Ich bin kein Mörder?“ Plötzlich schrie er. „Weißt du, daß ich dich schon beinahe getötet hätte? Daß ich schon mit dem Messer hinter dir stand?“

„Aber du hast es nicht getan. Ich weiß, daß du es nicht tun kannst. Und deshalb bleibe ich auch.“

„Du—bleibst?“ echote Jeffrey fassungslos.

Sie nickte, als wäre es die natürlichste Sache der Welt. „Natürlich. Ich werde hier bleiben und dir helfen. Wir werden den Kampf gemeinsam aufnehmen. Zusammen sind wir stärker als dieser Dämon.“

„Du wirst gehen!“ sagte Jeffrey hart.

„Ich bleibe.“

„Du wirst gehen! Ich werde dich hinauswerfen, wenn du nicht freiwillig gehst, Carol. Ich will nicht, daß dir etwas zustößt.“

„Und du? Was tust du, wenn ich wirklich gehe? Willst du hier bleiben und dich genauso umbringen lassen wie Paul?“

Jeffrey schüttelte entschlossen den Kopf. „Nein. Es gibt eine andere Möglichkeit. Dir wird nichts geschehen, Liebling. Und mir auch nicht.“

Sie wußten beide, welche andere Möglichkeit er meinte. Aber keiner von ihnen brachte den Mut auf, es laut auszusprechen.

Das Anziehen war eine Qual. Raven hatte sich niemals Gedanken darüber gemacht, wie es sein mußte, seine Hände nicht gebrauchen zu können. Jetzt bekam er es am eigenen Leib demonstriert. Er brauchte fast eine halbe Stunde, um Hemd und Hose anzuziehen, und er machte dabei einen Lärm, daß es eigentlich ein Wunder war, daß nicht die ganze Klinik in seinem Zimmer erschien.

Als er fertig war, ließ er sich total erschöpft aufs Bett sinken und verbrachte die nächste halbe Stunde damit, neue Kraft zu schöpfen. Sein Kopf drehte sich. Ihm war übel, und seine Knie fühlten sich an, als wären sie aus Pudding.

Aber er raffte trotzdem all seine Kraft zusammen und schlich auf Zehenspitzen aus dem Zimmer.

Der Korridor war lang und kalt und nur von ein paar trüben Notleuchten erhellt. Es war kein Mensch zu sehen. Raven betete lautlos, daß nicht ausgerechnet jetzt einer der Patienten auf diesem Flur nach der Nachtschwester rief. Aber er hatte Glück. Er erreichte unbehelligt die Aufzüge und ließ sich aufatmend in eine der Kabinen sinken.

Und er hatte auch ein zweites Mal Glück. Die gläserne Portiersloge direkt neben dem Eingang war verwaist, als der Lift im Erdgeschoß anhielt. Er konnte das Gebäude verlassen, ohne angesprochen oder aufgehalten zu werden.

Natürlich gab es um diese Zeit keine Taxen mehr in den Parkboxen vor der Klinik. Aber die frische, kalte Nachtluft gab ihm neue Kraft, und das Gefühl, wenigstens vorerst in Sicherheit zu sein, spornte ihn weiter an. Die Klinik lag an einer ziemlich belebten Straße. Selbst um diese Zeit würde er hier früher oder später ein Taxi bekommen.

Er trat an den Straßenrand, starrte auf den dünn gewordenen Verkehrsstrom und hielt nach einem Taxi Ausschau.

Ein Wagen hielt.

Raven trat von der Bordsteinkante zurück und runzelte die Stirn. Das war kein Taxi, sondern ein altersschwacher, verbeulter Rover, der scheinbar nur noch von Lack und Rost zusammengehalten wurde.

Die Tür auf der Beifahrerseite wurde aufgestoßen, und ein glatzköpfiges, feistes Weihnachtsmangesicht lugte heraus.

„Steigen Sie ein, Raven!“

„Card!“ sagte Raven verblüfft.

„Höchstpersönlich.“ Der Inspektor winkte ungeduldig. „Nun steigen Sie schon ein. Oder wollen Sie sich auch noch eine Lungenentzündung holen? Wir haben Dezember, vergessen Sie das nicht.“

Raven stieg schulterzuckend in den Wagen und zog die Tür hinter sich zu.

Card startete den Motor und fuhr los. Die Heizung summt leise und verbreitete behagliche Wärme. Raven merkte erst jetzt, wie bitter kalt es draußen gewesen war. Er hielt die bandagierten Klumpen, die seine Hände waren, in den wärmen- den Luftzug und schüttelte sich. „Was machen Sie um diese Zeit hier?“

Card grinste. „Wenn ich sage Zufall, glauben Sie mir sowieso nicht, stimmt’s?“

„Stimmt.“

„Ich wollte mit Ihnen reden,“ sagte Card nach kurzem Schweigen. „Aber dieser Eierkopf von Oberarzt hat mich nicht zu Ihnen gelassen.“

„Und da haben Sie die ganze Zeit gewartet.“

Card nickte. „Ich dachte mir, daß Sie es nicht lange dort drinnen aushalten.“

„Na ja—jedenfalls vielen Dank, daß Sie mich aufgelesen haben. Wo fahren wir hin?“

„Zu mir nach Hause,“ sagte Card. „Ich habe mir gestern Abend noch einmal sämtliche Unterlagen herausgesucht und alles nochmal durchgelesen. Der ganze Blödsinn ergibt noch immer keine Lösung, aber ich bin da auf etwas gestoßen, das vielleicht eine erste Spur sein könnte. Was machen Ihre Hände?“ fragte er mit einer entsprechenden Kopfbewegung.

„Sie schmerzen. Aber es geht schon wieder. Zuerst war es schlimmer.“

„Wie ist es passiert?“

„Was wollen Sie hören?“ fragte Raven. „Die offizielle Version—oder was wirklich passiert ist?“

„Die offizielle Version kenne ich,“ entgegnete Card. „Erzählen Sie mir Ihre.“

„Sie werden mir nicht glauben.“

Card schmunzelte. „Versuchen Sie’s.“

„Es war der Schattenreiter,“ sagte Raven. Er behielt Card dabei genau im Auge, aber auf dem Gesicht des Inspektors war keinerlei Regung zu erkennen. „Er hat mich angegriffen, als ich das Theater kurz verließ, um mir die Beine zu vertreten. Ich kann von Glück sagen, daß ich noch lebe.“

Card schaltete herunter und lenkte den Wagen in eine Seitenstraße. Die Häuser wurden hier kleiner und gepflegter; Mietskasernen wechselten allmählich mit kleinen, liebevoll ausgestatteten Einfamilienhäusern.

„Sie scheinen mir zu glauben,“ sagte Raven, als er nach einer Weile immer noch keine Antwort erhalten hatte. „Alle anderen halten mich für verrückt.“

„Wahrscheinlich sind Sie’s auch,“ antwortete Card gleichmütig. „Aber mittlerweile glaube ich, daß ich auch nicht mehr so ganz normal bin. Wir sind da.“ Er parkte den Rover vor einem kleinen, eingeschossigen Fertighaus und hielt Raven die Tür auf. „Können Sie gehen?“

„Solange ich keinen Dauerlauf durchstehen muß,“ erwiderte Raven mit säuerlichem Grinsen.

Sie gingen schweigend zum Haus hinüber. Card schloß auf und führte Raven durch einen langen, dunklen Korridor ins Wohnzimmer. „Setzen Sie sich. Am besten dort drüben, vor den Fernseher.“

„Was haben Sie vor? Einen gemütlichen Fernsehabend?“ fragte Raven.

Card grinste. „So ungefähr.“

Raven ließ sich aufatmend in einen der gemütlichen Sessel sinken, während Card irgendwo hinter seinem Rücken in einer Aktentasche kramte. Schließlich tauchte er mit einer Videokassette in den Händen wieder auf.

„Ein Hoch auf die moderne Technik,“ sagte er grinsend, während er die Kassette in den Rekorder schob und den Fernseher einschaltete.

„Es gab in dem Apartmenthaus, in dem Pendrose wohnte, eine zusätzliche Videoüberwachungsanlage, von der nicht einmal die Wachmänner etwas wußten,“ erklärte er, während auf dem Bildschirm das gestochen scharfe Bild der Empfangshalle erschien. „Ich führe Ihnen nur eine bestimmte Stelle vor. Sie ist ziemlich kurz, aber interessant. Ich hätte sie niemals entdeckt, wenn ich mir den Film nicht ein Dutzend Mal angesehen hätte.“

Auf dem Bildschirm war jetzt die gleiche Szene zu sehen, die Raven bereits in Natura erlebt hatte: die zerstörte, wie von ungeheuerlichen Gewalten zermalmete Computertheke, daneben die Leiche des erschlagenen Wachmanns.

„Die Kamera war nicht auf Dauerbild geschaltet,“ erklärte Card. „Sie schoß nur alle drei oder vier Minuten eine Aufnahme. Ich vermute, daß die Herren ihren Angestellten nicht so ganz trauten und die Wachmänner überprüfen wollten. Aber warten Sie—da war es. Ich lasse den Film zurücklaufen.“ Er schaltete, und das Bild auf der Mattscheibe verwandelte sich in graues, statisches Flimmern. Als es sich wieder stabilisierte, stand Card wie zufällig vor dem Apparat, so daß Raven außer seinem beachtlichen Körper nichts erkennen konnte.

„Sie sagen, der Schattenreiter hat Ihnen die Hände mit einem Krummsäbel zerschnitten?“ fragte er.

Raven nickte.

„Wie sah er aus?“

„Wie ein Krummsäbel nun einmal aussieht,“ gab Raven zurück. „Krumm.“

Card trat beiseite. „So etwa?“

Auf der Mattscheibe war wieder das Bild der zertrümmerten Computeranlage erschienen. Aber das war es nicht, was Raven aufspringen ließ.

Einen halben Meter über der zerborstenen Theke schwebte, wie von unsichtbaren Fäden gehalten, ein schimmernder, meterlanger Säbel.

„Aber das ist...“

„Ist das die Waffe, mit der der Schattenreiter Sie angegriffen hat?“ fragte Card ruhig.

Raven nickte. „Ja. Aber wie...?“

„Wie die Aufnahme zustande gekommen ist?“ fragte Card lächelnd. „Ich habe keine Ahnung. Nach dem, was Sie mir erzählt haben und was ich dort auf den Bändern gesehen habe, ist der Dämon normalerweise unsichtbar, außer für seine Opfer. Aber ich vermute, daß das Material, aus dem dieser Säbel gefertigt wurde, irgendeine Brücke zwischen seiner und unserer Welt darstellt. Etwas, das vielleicht gleichzeitig in der menschlichen Welt und in der der Geister existiert.“

Raven nickte nachdenklich. „Das klingt einleuchtend. Eigentlich gibt es keine andere Erklärung. Ich habe mit ihm gekämpft, aber meine Hände gingen glatt durch ihn hindurch. Aber den Säbel konnte ich anfassen.“ Er betrachtete unglücklich seine zerschnittenen Hände. „Ziemlich heftig sogar.“

„Das heißt, wir haben die erste Spur,“ sinnierte Card.

Raven sah überrascht auf. „Sie glauben plötzlich an den Schattenreiter?“

Card zuckte mit den Achseln. „Ich weiß überhaupt nicht mehr, woran ich glauben soll, ehrlich gesagt. Ich habe einen Mord aufzuklären. Und dabei ist es mir ziemlich egal, ob der Täter nun ein Weißer oder ein Schwarzer oder ein Marsmensch oder ein Gespenst ist. Außerdem,“ fügte er ernsthaft hinzu, „bedeutet die Existenz des Schattenreiters noch lange nicht, daß es sich wirklich um einen Geist handelt. Es gibt hundert Erklärungen, die sich genauso logisch anhören. Oder wenigstens nicht verrückter.“

„Zum Beispiel?“

„Hypnose. Oder eine neu entwickelte Technik. Massenhalluzination...“ Er winkte ab. „Darüber zerbrechen wir uns den Kopf, wenn wir den Mörder haben. Zuerst müssen wir uns um Candley kümmern. Ich glaube, er ist in Gefahr.“

„Jedenfalls stellt er eine Gefahr für seine Umwelt dar,“ sagte Raven. „Wenn ihn Pendroses Tod weit genug eingeschüchtert hat, ist er zu allem fähig.“

„Sie meinen diese—Opfer, von denen Paul Pendrose sprach.“

„Ja. Es wäre nicht das erste Mal, daß ein Verrückter aus lauter Angst jemanden umbringt.“

Card winkte ab. „Candley wird Tag und Nacht überwacht. Er tut keinen Schritt, ohne daß ich davon erfahre.“

„Trotzdem sollten wir vorsichtig sein,“ sagte Raven. „Die Frist, von der Pendrose sprach, läuft heute Abend ab.“

„Heute?“

„Es ist gleich eins,“ erinnerte Raven.

Auf Cards Zügen erschien ein überraschter Ausdruck. „So spät schon?“ Er stand auf, schaltete den Fernseher aus und reckte sich demonstrativ. „Sie können hier schlafen, wenn Sie wollen. Ich fahre Sie aber auch gerne nach Hause.“

„Wenn ich ein Taxi bekäme...“

„Kommt überhaupt nicht in Frage,“ protestierte Card. „Ich fahre Sie. Sie brauchen Schlaf.“ Er griff nach seinen Autoschlüsseln. „Kommen Sie.“

Jeffrey hatte vergebens versucht, Schlaf zu finden. Stunde um Stunde hatte er wach gelegen, die Decke angestarrt und versucht, einen Ausweg zu finden.

Es gab keinen.

Er spürte die Unruhe, den drängenden, quälenden Ruf jetzt fast mit jedem Moment stärker. Und er wußte, daß ihnen nicht einmal mehr die wenigen Stunden bis zum Ablauf der Frist bleiben würden.

Carol lag neben ihm. Er hörte ihre leisen, regelmäßigen Atemzüge an seinem Ohr und spürte die Wärme ihres Körpers. Sie war in seinen Armen eingeschlafen, nachdem sie sich stundenlang geküßt und gestreichelt hatten.

Mehr nicht.

Aber diese wenigen, scheuen Zärtlichkeiten hatten ihm auf sonderbare Weise mehr gegeben als jede bezahlte Liebesnacht, die er vorher erlebt hatte.

Warum war er ihr nicht zwei Jahre früher begegnet?

Er vergrub den Kopf unter dem Kissen und versuchte krampfhaft, an irgendetwas Belangloses, Banales zu denken, aber es ging nicht. Im Gegenteil—je mehr er

sich bemühte, nicht an den Schattenreiter und den Dolch an der Wand im Nebenzimmer zu denken, desto stärker schienen seine Gedanken darum zu kreisen.

Der Dolch...

Selbst wenn er die Augen schloß, sah er das Bild der schmalen, tödlichen Waffe plastisch und klar vor sich. Er hörte ihren Ruf, die Verlockung, die von dem kleinen Stück Metall und Magie ausging.

Schließlich hielt er es nicht mehr aus und stand auf. Carol bewegte sich unruhig, erwachte aber nicht. Er schlich auf Zehenspitzen aus dem Zimmer, schob vorsichtig die Tür hinter sich zu und ging ins Bad, um sich anzuziehen.

Das Bohren und Drängen in seinem Schädel war unerträglich geworden. Er mußte es tun.

Jetzt!

Schwerfällig, wie unter Hypnose, ging er ins Wohnzimmer und tastete sich im Dunkeln zur Bar hinüber. Der Dolch hing noch an seinem angestammten Platz. Er zog ihn vorsichtig aus der Scheide, betastete die kühle Klinge vorsichtig und genoss das herrliche, machtvolle Gefühl, das das Metall auszuströmen schien.

Macht, wisperte eine Stimme in seinem Kopf. War das die Macht, von der er immer geträumt hatte? Die absolute Macht—Macht über Leben und Tod?

Er preßte die Waffe an die Brust, drehte sich um und ging mit entschlossenen Schritten auf den Lift zu. Er mußte es tun, heute Nacht noch, bevor der Drang zu stark wurde.

Der Schattenreiter würde sein Opfer bekommen.

Als er den Lift erreichte, flammte Licht auf.

Jeffrey wirbelte überrascht herum. Carol stand in der Schlafzimmertür, blinzelte geblendet in das grelle Licht der Lampen und sah ihn dann an.

„Du willst noch einmal weg? Ich...“ Sie verstummte entsetzt, als sie den Dolch in seinen Händen sah.

„Jeff!“

Jeffrey schluckte. „Ich muß es tun,“ krächzte er. Seine Stimme schwankte und drohte umzukippen. Plötzlich hatte er nicht mehr die Kraft, ihr ins Gesicht zu sehen. „Ich muß es tun, um dich zu retten.“

„Jeff, tu es nicht! Bitte!“ Carol eilte auf ihn zu, aber er stieß sie grob von sich und drückte den Liftknopf.

„Ich muß,“ wimmerte er. „Ich muß dem Schattenreiter ein Opfer bringen.“

„Warum? Bitte, Jeff, tu es nicht. Kämpfe. Kämpfe gemeinsam mit mir.“

„Verstehst du denn immer noch nicht?“ brüllte er plötzlich. „Der Schattenreiter will dich! Dich! Dich! Dich! Dich ganz persönlich. Und ich kann nur versuchen, ihm ein anderes Opfer darzubringen, wenn ich dich retten will!“

„Du willst einen unschuldigen Menschen ermorden?“ rief Carol entsetzt.

„Ja, verdammt nochmal. Wenn es die einzige Möglichkeit ist, dich zu retten, tue ich es!“

Carols Gesicht wurde wachsbleich. Ihre Lippen bebten. „Ich lasse nicht zu, daß du zum Mörder wirst,“ sagte sie entschlossen. „Wenn du jetzt dort hinausgehst, rufe ich die Polizei.“

„Das wagst du nicht.“

„O doch. Ich werde die Polizei rufen und dich verhaften lassen. Im Gefängnis bist du jedenfalls sicher.“

Jeffrey überlegte einen Moment. „Ich bin nirgendwo sicher,“ sagte er dumpf. „Und du auch nicht.“

Dann schlug er zu.

Jeffrey starrte mit tränenden Augen auf das bewußtlose Mädchen zu seinen Füßen hinab.

„Du hättest nicht hier bleiben sollen,“ sagte er leise.

Der Rover hielt mit leise blubberndem Motor am Straßenrand. In unregelmäßigen Abständen fuhren Wagen an ihnen vorbei—blitzschnell aufflammende Lichtkreise in der samtigen Schwärze der Dezembernaut, die tastend über Häuserwände und geparkte Wagen glitten und wieder verschwanden.

Card schnippte seine Zigarette aus dem halb geöffneten Fenster und sah Raven an. „Können Sie im Laufe des Tages in mein Büro kommen?“

„Gerne. Wann?“

„Wenn Sie ausgeschlafen haben. Ich möchte noch einmal mit Candley reden. Und es wäre mir ganz lieb, wenn Sie dabei wären. Vielleicht klappt er zusammen, wenn wir beide gemeinsam auftauchen.“

„Ein harter Bursche, dieser Candley,“ sagte Raven.

„Hart?“ Card schüttelte den Kopf und lachte. „Nein. Er hat Angst, das ist alles.“

„Nach dem, was ich erlebt habe, kann ich es ihm nachfühlen,“ murmelte der Privatdetektiv.

„Hat Ihnen ziemlich zugesetzt, wie?“

„Und ob. Ich bin es eigentlich nicht gewohnt, mich mit wild gewordenen Schatten herumzuschlagen.“ Raven stieß die Tür auf, stieg vorsichtig aus und nickte Card zum Abschied zu. „Bis dann.“

Er ging zum Haus hinüber. Natürlich war die Eingangstür verschlossen, und es bedurfte einer fast akrobatischen Geschicklichkeit, den Schlüssel mit seinen eingewickelten Händen ins Schloß zu stecken und herumzudrehen. Aber irgendwie schaffte er es.

Aufatmend ließ er die Haustür hinter sich zufallen, schaltete die Flurbeleuchtung ein und ging auf die Liftschächte zu.

Und erstarrte.

Vor ihm stand der Schattenreiter. „Hast du wirklich geglaubt, mir entkommen zu können?“ fragte er.

Raven war für den ersten Augenblick gelähmt vor Schreck und Überraschung. Er hatte gehaut, daß der Unheimliche wiederkommen würde, aber er hatte nicht geglaubt, daß es so bald passierte.

„Diesmal stirbst du,“ sagte die Erscheinung leise. „Ein zweites Mal entkommst du mir nicht.“ Er gab seinem Pferd die Sporen und trabte langsam auf Raven zu.

Ravens Gedanken überschlugen sich. „Warum willst du mich töten?“ fragte er hastig.

Der Dämon zögerte. „Warum? Du weißt zu viel, Raven. Du könntest zu einer Gefahr für mich und meine Pläne werden. Paul Pendrose, dieser Narr, hat dir zu viel erzählt.“

„Du kannst nicht jeden umbringen, der etwas über dich weiß,“ sagte Raven. Sein Blick irrte verzweifelt durch die Halle. Es mußte einen Ausweg geben. „Du kannst nicht die halbe Stadt niedermachen.“

„Ich könnte, wenn es sein müßte,“ antwortete der Dämon gelassen. Das Schwert glitt mit metallischem Geräusch aus der Scheide. „Aber es ist nicht nötig. Du bist der Einzige.“

„Es gibt mittlerweile Dutzende, die von deiner Existenz wissen. Die Polizei, die Menschen im Theater, der Arzt, Janice...“

„Du hast ihnen von mir erzählt, das stimmt,“ nickte der Unheimliche. „Aber niemand glaubt dir. Sie werden denken, daß du verrückt warst. Und jetzt—stirb!“ Er stieß den Säbel hoch und schlug seinem Pferd die Sporen in die Flanken. Das Tier kreischte auf und machte einen Riesensatz auf Raven zu.

Der Detektiv duckte sich, entging dem ersten Schlag um Haaresbreite und spurtete los. Er hatte eine winzige, hauchdünne Chance. Wenn es ihm gelang, die schmale Tür neben den Liftkabinen zu erreichen, konnte er vielleicht entkommen.

Aber der Dämon schien jede seiner Bewegungen im Voraus zu erahnen. Er galoppierte an Raven vorbei, brachte sein Pferd dicht vor der Tür zum Stehen und sah sein Opfer triumphierend an. „Du gibst immer noch nicht auf,“ sagte er halb bewundernd. „Schade, daß ich dich nicht früher getroffen habe. Ein so tapferer Mann wie du wäre ein guter Verbündeter geworden.“ Er hob den Säbel, schlug spielerisch nach Raven und lachte unterdrückt, als dieser rückwärts davon taumelte. „Ich könnte dich mit einer Handbewegung töten,“ sagte der Dämon dumpf. „Aber der Kampf beginnt mir Spaß zu machen.“

„Mir nicht,“ knurrte Raven. Sein Atem ging hektisch und stoßweise. Übelkeit stieg in ihm auf, gepaart mit Schwindel und einem Gefühl unglaublicher Müdigkeit. Er hatte sich noch nicht weit genug erholt, um noch einmal einen solchen Kampf durchstehen zu können.

Er mußte diese Tür erreichen, koste es was es wolle.

Mit einer blitzschnellen, verzweifelten Bewegung warf er sich nach vorne. Der Schwertstreich des Schattenreiters kam viel zu spät; offenbar hatte er nicht damit gerechnet, daß Raven direkt auf ihn zulaufen würde.

Raven stürzte durch den nebelhaften Körper des Dämonen hindurch. Für einen kurzen, schrecklichen Moment verspürte er ein Gefühl unglaublicher Kälte, als er in die dunklen, wallenden Schatten eindrang. Dann war er hindurch und an der Tür.

Ein fürchterlicher Schmerz zuckte durch seine Hände, als er die Klinke herunterdrückte und die Tür aufriß. Dahinter lag eine schmale, dunkle Treppe, die in steilen Windungen in die Tiefe führte.

Er rannte hinunter. Die Stufen waren schmal und ausgetreten; Moder und Feuchtigkeit bildeten einen schmierigen, gefährlichen Belag, und aus der Tiefe schlug ihm das dumpfe Wummern laufender Maschinen entgegen.

Raven wußte, daß es hier unten im Heizungskeller ein Labyrinth von engen Stollen und Gängen gab. Schmale Tunnels, die mit den Leitungen der Heizungs- und Müllverbrennungsanlage voll gepropft waren. Vielleicht hatte er eine Chance, seinem Verfolger in diesem Irrgarten zu entkommen.

Er hörte einen wütenden Schrei hinter sich. Als er den Fuß der Treppe erreicht hatte, klang hinter ihm das harte Scheppern von Pferdehufen auf Beton auf.

Aber der Dämon schien Schwierigkeiten zu haben, sein Tier die schmale, rutschige Treppe hinunterzubringen.

Ein niedriger, kaum beleuchteter Gang nahm Raven auf. Schenkeldicke Leitungen zogen sich wie surrealistische Schlangen an der Decke entlang. Er stolperte über einen achtlos liegen gelassenen Werkzeugkasten, stieß einen unterdrückten Fluch aus und taumelte weiter. Feuchte, hitzegeschwängerte Luft schlug ihm entgegen. Aus einem undichten Rohr tropfte Wasser, und aus einem der angrenzenden Räume drang das dumpfe Brausen des Heizungskessels zu ihm hinüber. Er tauchte in einen Seitengang ein, der so schmal war, daß seine Schultern rechts und links gegen den Beton stießen, sah sich gehetzt um und lief weiter.

Es mußte hier irgendwo einen zweiten Ausgang geben. Vielleicht hatte er eine Chance, ins Freie zu entkommen, während sich sein Verfolger noch durch die verwinkelten Gänge quälte.

Wie auf ein Stichwort tauchte in diesem Moment der Schattenreiter hinter ihm auf. Er saß tief vornübergebeugt auf seinem Pferd, starrte Raven aus brennenden Augen an und schwang drohend seinen Säbel.

„Du entkommst mir nicht,“ zischte er. Er preßte seinem Tier die Schenkel in die Seiten, zwang es herum und drang langsam in den Gang ein, in den sich Raven geflüchtet hatte.

Aus!, zuckte es durch Ravens Kopf. Der Gang war eine Sackgasse, aus der es kein Entkommen mehr gab. Er preßte sich verzweifelt gegen den feuchten, glitschigen Beton. Der Dämon schien Schwierigkeiten zu haben, sein bockendes Tier durch den engen Stollen zu treiben, aber er kam immer näher.

Und dann geschah etwas Seltsames.

Der Schattenreiter erstarrte. Er legte den Kopf auf die Seite, schloß die Augen und schien zu lauschen. Auf seinen Zügen erschien ein ärgerlicher, wütender Ausdruck.

„Dieser Narr!“ zischte er. Sein Blick bohrte sich wütend in Ravens Augen. „Du kommst ein zweites Mal davon, Raven,“ sagte er wütend. „Aber freu dich nicht zu früh. Ich komme wieder.“

Seine Gestalt schien plötzlich zu zerfließen, löste sich zuerst in wirbelnde, dunkle Schleier auf und verschwand dann ganz.

Raven starrte fassungslos auf die Stelle, an der der Dämon Sekunden zuvor noch gestanden hatte. Im ersten Moment spürte er nichts als Erleichterung. Irrendetwas war geschehen, etwas, das so wichtig für den Schattenreiter sein mußte, daß er die Verfolgung aufgab.

Und es gab eigentlich nur eine logische Erklärung.

Candley.

Raven lauschte einen Moment lang auf den wütenden, pulsierenden Schmerz in seinen Händen, ehe er sich von der Wand abstieß.

Er mußte zu Candley.

Der Londoner Hyde Park ist einer der wenigen Orte in der Millionenstadt, in dem das Leben nachts wirklich zum Erliegen kommt. Das weite, baumbestandene Areal der Grünanlage lag wie eine Insel der Ruhe und Dunkelheit im Lichteermeer der Stadt, und die wenigen trüben Laternen, die entlang des Themseufers und der gewundenen Spazierwege leuchteten, schienen die Dunkelheit ringsum eher noch zu vertiefen, statt sie aufzuhellen.

Die Frau war nervös. Sie war länger ausgeblieben, als sie ursprünglich vorgehabt hatte, und der letzte Bus war längst abgefahren, als sie sich schließlich auf den Heimweg machte.

Normalerweise wäre sie niemals allein durch den einsamen Park gegangen. Aber sie war müde, der Umweg um den Park herum hätte sie eine halbe Stunde gekostet, und außerdem sorgten regelmäßige Polizeistreifen dafür, daß der Hyde Park auch nachts relativ sicher war.

Trotzdem hatte sie Angst. Sie hielt sich streng an die beleuchteten Wege, aber die schattige, sanfte Dunkelheit zwischen den Bäumen rechts und links erfüllten sie mit Unruhe. In der Dunkelheit schienen sich die Bäume in riesige bizarre Gestalten verwandelt zu haben, gigantische Wesen, die mit gierigen Armen nach ihr zu greifen schienen. In das Plätschern des Flusses neben ihr schienen sich murmelnde, geheimnisvolle Stimmen zu mischen, und das Geräusch ihrer Schritte auf dem kiesbestreuten Weg rief seltsame, verzerrte Echos hervor.

Sie sah sich ängstlich um, preßte ihre Handtasche an sich und ging schneller. Sie mußte sich beherrschen, um nicht einfach loszurennen.

In den Schatten zwischen den Bäumen links von ihr knackte es. Eine schnelle, huschende Bewegung ließ sie zusammenfahren.

Sie spürte plötzlich, daß sie nicht mehr allein war. Irgendjemand war dort drüben, keine zehn Meter von ihr entfernt, und beobachtete sie. Sie spürte, wie ein harter, bitterer Kloß in ihrer Kehle entstand. Sie wollte schreien, aber es ging nicht. Sie brachte keinen Laut hervor.

Das Geräusch wiederholte sich, und diesmal sah sie den Schatten deutlicher: der dunkle, bedrohliche Umriss eines Mannes, der sich langsam aus den Bäumen löste und auf sie zukam.

„Was—was wollen Sie?“ fragte sie krächzend.

Der Mann antwortete nicht. Aber er kam näher. Er war groß, muskulös und sehr elegant gekleidet; eigentlich eine Erscheinung, der man kaum zutraute, daß sie nachts in einsamen Gegenden Frauen auflauerte.

Aber seine Augen waren die eines Wahnsinnigen. Sein Gesicht glänzte schweißnass, und seine Lippen bebten.

„Was wollen Sie von mir?“ fragte die Frau ein zweites Mal. Sie mußte all ihre Kraft zusammennehmen, um die wenigen Worte hervorzustoßen. „Ich—ich habe kein Geld, wenn Sie...“

Der Mann stürzte sich auf sie.

Sie versuchte auszuweichen, aber ihre Reaktionen waren viel zu langsam.

Er packte sie bei den Schultern, riß sie herum und schleuderte sie zu Boden. Ein heißer, stechender Schmerz fuhr durch ihren Rücken, als sie auf dem Kies aufschlug.

Sie wehrte sich verzweifelt, strampelte mit den Beinen, schlug, trat und kratzte, aber der Mann war viel zu stark für sie. Er warf sich mit seinem ganzen Körpergewicht auf sie, preßte ihre Arme mit den Knien gegen den Boden und starrte sie wild an. In seinen Augen flackerte ein irres, wahnsinniges Feuer.

Seine Hand glitt zum Gürtel und kam mit einem zweischneidigen, schmalen Dolch wieder zum Vorschein.

Die Frau schrie entsetzt auf, als ihr klar wurde, daß der Fremde vorhatte, sie zu töten. Ihr Schrei gellte weit und laut durch den Park. Aber sie wußte, daß jede Hilfe zu spät kommen musste.

Doch dann geschah etwas Seltsames: Ein hoher, klagender Laut schwang plötzlich durch die Luft, und auf dem Weg hinter dem Mörder erschien eine dunkle, schattenhafte Gestalt, die entfernt an einen Mann auf einem Pferd erinnerte.

Eine unsichtbare Gewalt schien nach dem Mann zu greifen. Er wurde emporgerissen, taumelte ein paar Schritte zurück und stürzte schwer zu Boden.

„Narr!“ dröhnte eine Stimme. „Verdammter Narr! Ich habe dir gesagt, daß ich dieses Opfer nicht will! Du weißt, wen ich erwählt habe. Du selbst hast sie ausgesucht!“

Der Mann stieß einen klagenden, wimmernden Ton aus und versuchte, sich aufzurichten. „Bitte... Ich kann es nicht... ich...“

„Schweig!“ donnerte der Reiter. „Du wirst jetzt gehen und tun, was ich von dir verlange! Sofort!“

Irgendetwas Unbegreifliches, Fremdes schien plötzlich in der Luft zu liegen. Als sich der Mann aufrichtete, war sein Blick leer. Seine Bewegungen wirkten hölzern und ungelenk, als er sich bückte und den Dolch aufhob.

„Ich werde gehorchen,“ murmelte er.

Der Kopf des geisterhaften Reiters ruckte herum. Sein Blick bohrte sich in den der Frau, und für einen winzigen, zeitlosen Moment hatte sie das Gefühl, direkt in die Hölle zu schauen.

Dann hob der Reiter die Hand.

Ein sengender Blitz schien hinter der Stirn der Frau zu explodieren. Dann hüllte sie barmherzige Dunkelheit ein.

„Ich denke nicht daran, dich dorthin zu fahren,“ sagte Janice entschieden. Ihre Stimme bebte vor Zorn. „Ich werde dich nirgendwo hinfahren. Höchstens zurück in die Klinik.“

„Aber ich muß zu Candley.“

„Du mußt überhaupt nichts,“ sagte Janice trotzig. „Und mit den Händen,“ sie wies mit einer Kopfbewegung auf den verdreckten, durchgebluteten Verband, „fährst du bestimmt nirgendwohin.“

Raven verzog schmerzhaft das Gesicht. Die Wunden waren wieder aufgebrochen und bluteten, der Schmerz war fast unerträglich.

„Ich kann mir auch ein Taxi rufen,“ sagte er mürrisch. „Das dauert nur länger. Aber ich werde zu Candley fahren. Er schwebt in Lebensgefahr. Er oder das Mädchen, das er bei sich hat.“

„Dann ruf Card an und überlaß ihm die Sache,“ zischte Janice. „Schließlich wird er dafür bezahlt, du nicht.“

Raven stand auf, zerrte mit den Zähnen an der Binde, die seine rechte Hand umhüllte, und begann sie ungeschickt abzuwickeln.

„Was hast du vor?“ fragte Janice.

„Du hast ganz richtig festgestellt, daß ich damit nicht fahren kann,“ sagte er. „Dann mache ich den Verband eben ab.“

„Du bist verrückt. Total übergeschnappt. Sei froh, daß du so glimpflich davongekommen bist.“

Raven fuhr fort, den Verband abzuwickeln. „Fährst du mich?“

„Warum rufst du Card nicht an?“

„Ich habe es versucht. Er ist nicht zu Hause.“

„Aber er ist doch nicht der einzige Polizist in dieser Stadt!“ schrie Janice.

Raven lächelte sarkastisch. „Aber der einzige, der genauso verrückt ist wie ich, um bei deinem Wortschatz zu bleiben.“ Er löste den Verband ganz, ließ die Binde achtlos zu Boden fallen und machte sich daran, auch die Linke auszuwickeln. Hellrotes Blut tropfte auf den Teppich zu seinen Füßen, und um seinen Mund spielte ein gequälter, schmerzhafter Ausdruck.

Janice gab auf. „Okay,“ seufzte sie. „Wenn du dich unbedingt umbringen willst, will ich dir nicht im Wege stehen. Ich bringe dich hin.“

Sie verließen das Apartment und fuhren mit dem Lift zur Tiefgarage hinunter. Raven fuhr unterwegs fort, den Verband zu lösen.

„Ich werde meine Hände brauchen, wenn ich gegen dieses Ungeheuer kämpfen will,“ erklärte er auf Janices fragenden Blick.

„Du wirst sie bald überhaupt nicht mehr gebrauchen können, wenn du so weitermachst,“ murmelte Janice. Sie öffnete die Wagentür, hielt Raven die Beifahrertür auf und startete den Motor.

Raven antwortete nicht. Er kannte Janice lange genug, um zu wissen, daß ihre Aggressivität nur der Sorge um ihn entsprang.

„Fahr schneller,“ sagte er, als sie die Hauptstraße erreicht hatten und in Richtung City fuhren. „Wir haben keine Sekunde zu verlieren.“

Janice zuckte ergeben mit den Schultern und trat das Gaspedal durch. Der Motor des Maserati brüllte auf. Häuser, Autos und Straßenzüge wurden zu verwischten Schemen, während sie mit halbschneidender Geschwindigkeit über die verlassenen Straßen preschten. Ein einsamer Streifenpolizist pfiiff hinter ihnen her und kritzelte dann etwas auf einen Notizblock.

„Prima,“ sagte Janice säuerlich. „Aber was soll ich auch mit einem Führerschein? Den Wagen werden wir sowieso verkaufen müssen, um die Anzeige zu bezahlen.“

„Reg dich nicht auf,“ bat Raven. „Wir sind ja gleich da.“

Das Haus ragte wie ein gigantisches Monument aus Glas und Beton vor ihnen empor, als Janice den Wagen mit kreischenden Reifen an die Bordsteinkante lenkte.

Raven riß die Tür auf und sprang ins Freie. „Versuch du noch einmal, Card zu erreichen,“ sagte er. „Im Penthouse brennt Licht, Candley muß also zu Hause sein.“ Er stieß sich vom Wagen ab, rannte über den Rasen auf das Haus zu und warf sich gegen die Tür.

Sie war verschlossen.

Raven zögerte einen Moment. Aber er hatte keine Zeit zu verlieren. Achselzuckend trat er zurück, schmetterte einen Stein gegen das Glas der Tür, und in der zentimeterstarken Scheibe erschienen verästelte Risse. Raven schlug noch einmal zu. Diesmal zersplitterte die Scheibe, und nach dem dritten Schlag hatte er eine Öffnung geschaffen, die groß genug war, um sich hindurchzuquetschen.

Er rannte durch die verwaiste Halle, sprang in eine offen stehende Liftkabine und drückte den obersten Knopf. Die Türhälften glitten mit quälender Langsamkeit zusammen, und die Kabine setzte sich in Bewegung.

Genau bis zur elften Etage. Dann hielt der Aufzug an, die Türhälften glitten auseinander, und das leise Summen des Elektromotors verstummte.

Raven drückte verzweifelt auf den zwölften Knopf.

Aber der Lift rührte sich nicht.

Die Diele lag im Dunkeln. Jeffrey hatte kein Licht eingeschaltet, als er die Wohnung betreten hatte, und die einzige Beleuchtung bestand aus dem grauen Zwielflicht, das durch die Fenster hereinströmte.

Sein Blick war leer. Er war nicht mehr länger Herr seines Körpers. Es war, als hätte sich eine unsichtbare Barriere zwischen seine Gedanken und seinen Körper geschoben, eine Mauer, die ihn dazu verdammt, nur noch Beobachter zu sein, Zuschauer in einem Spiel, in dem er und Carol die Hauptrollen übernehmen würden.

Ein fremder, stärkerer Wille hatte die Kontrolle über seinen Körper übernommen.

Carol war nicht gegangen.

Sie saß im Dunkeln auf der Couch und starrte ihm aus angstvoll geöffneten Augen entgegen.

„Du—du hast es getan?“ fragte sie stockend.

Jeffrey schwieg. Er wollte schreien, ihr eine Warnung zurufen, aber seine Stimmbänder versagten ihm den Dienst.

Irgendwo in seinem Kopf klang ein kleines böses Lachen auf. „Du wirst es tun, Jeffrey. Jetzt. Ich verlange mein Opfer!“

Er zog den Dolch aus dem Gürtel, trat einen Schritt auf sie zu und blieb stehen. Schweiß perlte auf seiner Stirn.

„Du—du hättest nicht hier bleiben dürfen,“ krächzte er mühsam. „Du hättest gehen sollen.“

„Ich konnte es nicht, Jeff. Ich gehöre zu dir. Ich werde immer zu dir gehören, und ich werde zu dir halten, ganz egal, was passiert.“

Er schüttelte verzweifelt den Kopf. „Du verstehst nichts,“ sagte er traurig. „Ich muß dich töten, Carol. Ich kann nicht anders.“

Sie stand auf. „Versuche es!“ sagte sie drängend. „Kämpfe! Kämpfe gegen dieses grausame Ding. Du kannst es besiegen, wenn ich dir helfe.“

„Es—es geht nicht. Bitte, Carol, ich...“ Die Hand mit dem Dolch hob sich.

Carols Augen weiteten sich entsetzt, aber sie wich nicht zurück.

„Ich—muß—es—tun...“ stöhnte Jeffrey.

„Genau das werde ich verhindern.“ Licht flammte auf. Ein Schuß peitschte durch den Raum, und Jeffrey schrie überrascht auf, als ein schmerzhafter Schlag seine Hand traf und ihm die Waffe entriß.

„Ich habe gehofft, daß Sie noch zu sich kommen,“ sagte Card bedauernd. Er richtete sich vollends hinter der Bar auf und kam mit kleinen Schritten auf Jeffrey zu. Die Mündung seiner Pistole blieb dabei drohend auf ihn gerichtet.

„Card...“ raunte Jeffrey verblüfft. Er umklammerte seine schmerzende Hand, wich ein paar Schritte zurück und sah fassungslos von Carol zu Card und zurück. „Du hast ihn angerufen?“

„Das war nicht nötig,“ entgegnete Card. „Sie haben seit zwei Tagen keinen Schritt getan, von dem ich nicht wußte. Daß Sie meinen Leuten im Hyde Park

kurzzeitig entwischt sind, war ein bedauerliches Mißgeschick. Aber Gott sei Dank ist ja nicht viel passiert. Die Frau, die Sie überfallen haben, ist bis auf den Schrecken wohlauf.“

„Sie—Sie müssen weg, Card,“ keuchte Jeffrey. „Verschwinden Sie so schnell wie möglich. Und nehmen Sie Carol mit.“

Card grinste abfällig. „Das werde ich tun. Aber Sie werden mich begleiten. Sie gehören hinter Gitter, Mr. Candley. Oder in eine Nervenklinik—das sollen die Ärzte entscheiden.“

„Aber verstehen Sie denn nicht?“ brüllte Jeffrey. „Er ist hier! Der Schattenreiter ist hier, und er verlangt sein Opfer. Er wird Carol und Sie umbringen, wenn Sie nicht sofort verschwinden!“

Card lächelte kalt. „Glauben Sie? Ich denke eher, daß...“

Er brach ab, legte den Kopf schräg und lauschte. Ein kratzendes, schabendes Geräusch drang aus dem Nebenzimmer zu ihnen herüber.

„Ist sonst noch jemand in der Wohnung?“ fragte Card stirnrunzelnd.

Die Verbindungstür wurde mit einem berstenden Schlag aus den Angeln gerissen.

Card zuckte zusammen und fuhr mit einer Schnelligkeit herum, die man einem Mann mit seiner Leibesfülle niemals zugetraut hätte. Seine Waffe wies drohend auf die Türöffnung.

Und dann brach das Chaos über die drei Menschen herein. Ein wirbelnder schwarzer Schatten erschien in der Tür, preschte mit unfäßbarer Geschwindigkeit auf Card los und riss ihn zu Boden. Card stieß einen erstickten Schrei aus. Seine Pistole flog im hohen Bogen davon und landete klirrend in dem Glasregal hinter der Bar.

Der Inspektor versuchte auf die Füße zu gelangen, aber der Schattenreiter drang wieder auf ihn ein und schlug ihm den Knauf seines Säbels über den Kopf.

„Und nun zu uns,“ grollte der Dämon. Sein Blick schien sich in Jeffreys Augen festzusaugen. „Die Zeit ist gekommen. Ich verlange mein Opfer!“

Jeffrey nickte. Langsam hob er den Dolch auf und ging auf Carol zu...

Raven drückte ein paar Mal wütend auf den Liftknopf, ehe er aufgab und auf den Korridor hinaustrat. Es mußte eine andere Möglichkeit geben, hinaufzugeschlingen; eine Treppe oder wenigstens eine Feuerleiter.

Raven ging bis zum Ende des Flurs, tastete prüfend über die Wandverkleidung aus synthetischem Holz und nahm sich dann das entgegengesetzte Ende des Korridors vor.

Aber auch hier war keine Tür.

Er überlegte verzweifelt. Der Gedanke, daß der Aufzug die einzige Verbindung zum Penthouse darstellen sollte, war unvorstellbar. Es mußte eine Nottreppe geben. Aber er hatte keine Zeit, jetzt danach zu suchen.

Raven trat ans Fenster, schob es hoch und beugte sich hinaus. Eisiger Wind schlug nach ihm, zerrte an seiner Kleidung und seinen Haaren und ließ ihn schauern. Von hier oben betrachtet, wirkten die umliegenden Gebäude wie winzige Spielzeuge.

Es gab einen Sims, handbreit und feucht glitzernd, der unter dem Fenster entlanglief und scheinbar um das gesamte Gebäude herum führte.

Raven starrte den schmalen Sims mit gemischten Gefühlen an. Der Gedanke, sich jetzt auch noch als Fassadenkletterer betätigen zu müssen, erfüllte ihn mit Unbehagen. Er war zwar schwindelfrei, aber mit seinen zerschundenen Händen grenzte es an Selbstmord, dort hinauszusteigen. Außerdem hatte er keine Garantie, daß er draußen einen Aufstieg nach oben fand.

Aber er hatte keine Wahl.

Mit vorsichtigen, tastenden Bewegungen stieg er aus dem Fenster und trat auf den Sims. Der Stein war feucht und rutschig, und der Wind zerrte wie mit Riesenfäusten an ihm, als er sich mit dem Rücken gegen die Hauswand preßte und langsam losging.

Er bemühte sich krampfhaft, nicht nach unten zu blicken. Seine Hände ertasteten winzige Unebenheiten und Risse im Beton der Hauswand, und durch den Stoff seiner Jacke kroch eisige, lähmende Kälte.

Raven öffnete vorsichtig die Augen und sah nach oben. Er war jetzt fast genau unter dem Balkon des Penthouses; ein quadratisches, zwei mal zwei Meter großes Stück Beton, das unerreichbar weit über die Dachkante hinausragte. Keine Chance, hinaufzukommen.

Raven bewegte sich vorsichtig weiter. Ein einziger falscher Schritt, und seine Karriere würde elf Stockwerke tiefer auf dem harten Straßenpflaster enden.

Plötzlich bekam er Angst. Die Welt begann sich um ihn zu drehen, und für einen Moment stiegen Übelkeit und Schwindel in ihm empor. Aber der Anfall ging vorüber, und Raven tastete sich schweißgebadet weiter.

Unter seinen Händen war plötzlich etwas Kaltes, Glattes. Er drehte vorsichtig den Kopf. Direkt neben ihm führte eine polierte Röhre aus Metall an der Hauswand empor, eine Regenrinne oder vielleicht ein nachträglich angebrachter Kabelschacht. Raven tastete prüfend über das Metall. Es fühlte sich stabil genug an, um sein Gewicht zu tragen. Aber seine Hände schmerzten jetzt schon unerträglich, und er wußte nicht, ob er die Kraft besaß, sich die vier Meter an der glatten, rutschigen Röhre emporzuziehen.

Er riskierte es.

Die Wunden an seinen Händen brachen wieder auf, als er das Rohr umklammerte und sich Zentimeter für Zentimeter daran nach oben zog. Seine Hände hinterließen blutige Abdrücke auf dem silbrigen Metall.

Die vier Meter schienen endlos zu sein. Raven hatte den Eindruck, schon Jahre lang nichts anderes zu tun, als an diesem verfluchten Rohr emporzuklettern. Seine Hände schickten pulsierende, glühende Schmerzpfleile durch seinen Körper, und zwei- oder dreimal drohte ihn die Kraft zu verlassen. Aber loslassen hätte den Tod bedeutet. Er wußte, daß er nicht mehr die Kraft hatte, zurückzuklettern und über den schmalen Sims zum Fenster zurückzukriechen. Es gab nur eine Richtung: nach oben.

Nach einer Ewigkeit hatte er es geschafft.

Mit einer letzten, verzweifelten Anstrengung zog er sich über die Dachkante und blieb für drei, vier Sekunden schwer atmend auf Händen und Knien liegen. Sein Herz schlug mit dumpfen, schmerzhaften Schlägen in seiner Brust, und seine Hände schienen zu gefühllosen Fleischklumpen geworden zu sein.

Es kostete ihn seine letzten Kraftreserven, aufzustehen und auf die deckenhohen Scheiben des Penthouses zuzutaumeln.

Der Anblick, der sich ihm bot, ließ ihn erstarren.

Card lag reglos am Boden—bewußtlos oder tot, das konnte Raven nicht erkennen—und die gigantische Gestalt des Schattenreiters überragte ihn wie ein bizarres, grausiges Monument.

Auf der anderen Seite des Zimmers stand Candley, vor ihm eine schlanke, höchstens zwanzig Jahre junge Frau, die ihn aus schreckgeweiteten Augen anstarrte. Und in Candleys Hand glitzerte, zum tödlichen Hieb erhoben, ein Dolch.

„Candley—nicht! Tun Sie es nicht!“

Raven trat in blinder Verzweiflung gegen die Glastür. Das Material zersprang klirrend, dann stürzte Raven mit einem verzweifelten Satz ins Zimmer und fiel Candley in den Arm.

Sie taumelten gemeinsam zu Boden. Candley schlug blind um sich, traf Raven mit dem Handrücken ins Gesicht und bekam für eine Sekunde Luft. Er wälzte sich stöhnend herum, funkelte Raven wütend an und hackte mit dem Dolch nach ihm.

Raven blockte den Schlag mit dem Unterarm ab, ließ sich zurückfallen und trat gleichzeitig nach Candleys Hand. Die Waffe segelte im hohen Bogen davon.

Candley sprang mit wütendem Knurren auf die Füße und drang mit wilden Faustschlägen auf Raven ein. Sein Gesicht war vor Wut verzerrt, Speichel tropfte von seinen Lippen, und in seinen Augen flackerte ein irres, animalisches Feuer. Raven begriff plötzlich, daß der Mann nicht mehr Herr seiner selbst war. Er stand unter dem Einfluss eines fremden, stärkeren Willens.

Er wartete, bis Candley ganz dicht an ihn herangekommen war, dann steppte er blitzschnell zur Seite, ließ Candley an sich vorbeistürzen und stellte ihm ein Bein.

Der Tobende schlug schwer auf dem Boden auf und blieb benommen liegen.

Raven richtete sich keuchend auf. In seinem Kopf dröhnte es, und seine Beine fühlten sich an wie weiches Gummi. Der kurze Kampf hatte ihn total erschöpft.

„Bravo,“ sagte eine dunkle Stimme. „Du hast wirklich ausgezeichnet gekämpft.“

Raven drehte sich langsam um.

Der Schattenreiter lachte. „Aber das wird dir auch nichts nützen.“ Er zog den Säbel, warf seinen Umhang mit einer ruckhaften Bewegung zurück und stieg von seinem Pferd.

Selbst jetzt überragte er Raven noch um mehr als einen halben Meter.

„Ich habe dich für klüger gehalten,“ sagte er, während er langsam auf Raven zukam und zwei Meter vor ihm stehen blieb. „Du hättest die Gelegenheit nutzen und fliehen sollen,“ sagte er unbeteiligt. „Vielleicht wärest du sogar davongekommen. Aber so...“

Er sprang blitzschnell vor und schlug nach Ravens Hals...

Der Detektiv taumelte zurück. Die Klinge zischte wenige Zentimeter vor seinem Gesicht durch die Luft.

„Vielleicht hätte ich dich verschont,“ grollte der Dämon. „Ich respektiere tapferere Männer. Und du bist tapfer, Raven. Erstaunlich tapfer für einen Sterblichen.“

Wieder sauste die Klinge heran, und wieder entging Raven dem Tod nur um Haaresbreite.

„Du wirst dich noch wundern, wie tapfer ich bin,“ knurrte Raven. Er bewegte sich vorsichtig ein paar Schritte zurück.

„Tapfer vielleicht,“ knurrte der Schattenreiter. „Aber dumm. Du bist zu deiner eigenen Hinrichtung gekommen.“ Er griff erneut an, hackte diesmal nach Ravens Beinen und riß die Klinge im letzten Moment empor.

Die rasiermesserscharfe Schneide des Krummsäbels hinterließ einen langen, blutigen Kratzer auf Ravens Oberschenkel.

Raven wußte, daß der Unheimliche nur mit ihm spielte. Es wäre ihm ein Leichtes gewesen, Raven mit einem einzigen Schlag zu töten. Aber er schien es zu genießen, sein wehrloses Opfer vor sich herzutreiben.

Raven wich weiter zurück. Nun war er fast dort, wo er hinwollte. Es gab keine Garantie dafür, daß seine Vermutung richtig war. Aber er mußte es riskieren. Es ging nicht nur um sein Leben und das des Mädchens. Der Schattenreiter mußte besiegt werden, ein für alle Mal, wenn er nicht weiter Tod und Verzweiflung über ahnungslose Menschen bringen sollte.

„Ich glaube, du hast einen Fehler gemacht,“ sagte Raven.

„So?“ Die Teufelsfratze des Schattenreiters verzog sich zu einem dämonischen, kalten Lächeln. „Glaubst du?“

Der Säbel zuckte wie eine zustoßende Schlange vor. Raven warf sich herum, stolperte und fiel auf den Rücken. Seine Hände tasteten scheinbar ziellos über den Teppich.

„Welchen Fehler meinst du?“ fragte der Dämon höhnisch.

Raven spannte sich. Seine Finger schlossen sich um den Griff des Opferdolches.

„Diesen!“ schrie er.

Sein Arm zuckte hoch. Er legte alle Kraft in diese eine, ruckartige Bewegung.

Der Dolch zischte wie ein kleines, gefährliches Geschloß durch die Luft, traf den schattenhaften Körper des Dämons und bohrte sich tief in seine Brust.

Der Unheimliche schrie auf. Sein Säbel fiel klappernd zu Boden, während er rückwärts taumelte und die Hände um den Messergriff krampfte. Dunkles, zähflüssiges Blut sickerte zwischen seinen Fingern hervor.

Langsam, wie in Zeitlupe, brach der Schattenreiter in die Knie. Eine unbegreifliche, grauenhafte Veränderung ging mit seinem Körper vor. Das Schwarz der Schatten schien sich zu vertiefen, wurde kompakter, massiger, fester. Das unheimliche Leuchten in seinen Augen erlosch.

Sein Körper festigte sich weiter. Er war nicht länger eine nebelhafte Erscheinung, sondern ein verwundbares, lebendes Wesen aus Fleisch und Blut.

Er starb.

Ein seltsamer, halb erstaunter, halb anklagender Blick traf Raven. Dann fiel er vornüber und blieb reglos liegen.

Aber die Veränderung ging weiter. Der Körper schien zu schrumpfen, wurde kleiner, dünner und zerbrechlicher. Die Haut verfärbte sich grau und zerfiel. Darunter erschienen die weißen Knochen seines Skeletts, aber auch sie zerfielen innerhalb weniger Augenblicke zu feinem Staub...

„Was ist passiert?“ fragte Card verwirrt, als Raven ihn wenig später mit Hilfe eines fünfstöckigen Whiskys ins Bewußtsein zurückbrachte.

Raven grinste, obwohl ihm bei den Schmerzen in seinen Händen eher zum Heulen zu Mute war.

„Sie haben das Spannendste verschlafen,“ sagte er spöttisch. „Er ist tot.“

„Der Schattenreiter?“

Candley nickte. Er sah unsicher von Card zu Raven und suchte sichtlich nach Worten. „Sie—Sie haben mir das Leben gerettet, Raven,“ sagte er schließlich. „Mir und Carol. Wie kann ich Ihnen danken?“

Raven überlegte einen Moment. Schließlich hob er seine zerschundenen, blutigen Hände. „Ganz einfach,“ sagte er. „Rufen Sie mir einen Krankenwagen.“

Er konnte nicht ahnen, daß dies erst der Anfang gewesen war und er erst einen der Schattenreiter vernichtet hatte...

